

Bildung • Wissenschaft • Kultur
im Raum der Kirche

Kreativität in uns

Warum fällt es erwachsenen Menschen so schwer, kreativ zu sein? Mit welcher spielerischer Leichtigkeit modellieren, gestalten und zeichnen Kinder ihre Welt. Warum gelingt das mit wachsendem Alter nicht mehr?

Ist einmal die kindliche Unmittelbarkeit wachsender Einsicht und Erfahrung gewichen, so entsteht eine gewisse Zurückhaltung, sich in ungewohnten Dingen und Tätigkeiten schöpferisch auszudrücken. Heinrich von Kleist beschreibt in seinem Aufsatz „Das Marionettentheater“ einen Tänzer, der von der Anmut der eigenen zufälligen Bewegung so entzückt war, dass er sie nachzuahmen versuchte. Trotz größten Bemühens wollte ihm dies nicht gelingen. Ihm wurde bewusst, wie lächerlich alle folgenden Versuche wirkten.

Was ist dem Tänzer durch die Reflexion verloren gegangen? Wird man sich im Nachdenken seiner eigenen Schöpferkraft bewusst und erkennt intuitiv, wie ohnmächtig man ist im Verhältnis zum göttlichen Handeln? Ist dies eine Ursache, warum es mitunter so schwer ist, kreativ zu sein? Umso erstaunlicher und überraschender sind Erfolge und Ergebnisse eigener Kreativität, wenn das Wagnis angenommen wird.

Ein weiterer Grund zurückhaltender Kreativität liegt darin, im geschaffenen Werk ein Stück der eigenen Identität preisgeben zu müssen, wenn es in seiner Wirkung überzeugen soll. So wie sich Gott in der Schöpfung offenbart, gibt man ein Stück von seinem eigenen Ich preis, man stellt sich bloß, macht sich angreifbar und verwundbar. Jedes Bild, das wir schaffen, bringt zum Ausdruck, was wir von der Welt erkannt und wie wir sie verstanden haben.



Das Erkennen der Welt bedeutet offensichtlich ihre Inbesitznahme – so lassen wir uns z.B. unser Wissen in Patenten schützen. Das Erkanntwerden birgt die Möglichkeit, selbst in Besitz genommen zu werden. Aus zwischenmenschlichen Beziehungen ist uns dieser Sachverhalt wohl vertraut. Wenn ich Menschen oder einen Sachverhalt genau kenne, erlange ich eine gewisse Macht.

Wir wissen sehr wohl um unsere eigenen Abhängigkeiten und um die der Dinge. Die Naturwissenschaften hofften, ein altbekanntes Problem lösen zu können: Die „Befreiung“ des Menschen von einem scheinbar willkürlichen Schöpferwillen. Wenn wir wüssten, wie die Welt entstanden ist, glaubten wir zugleich zu wissen, warum sie entstand und dass wir sie auch selbst machen könnten. „Wir sind besser als Gott!“, lautet das Finale der Evolutionsausstellung im Deutschen Hygienemuseum Dresden. Haben wir wirklich uneingeschränkte Macht über die Schöpfung, weil wir sie erkennen und nachmachen können? Ist uns alles erlaubt?

inklusive
Chemnitz Dresden
PROGRAMMÜBERSICHT
Freiberg Leipzig
Seite 12/13

Nehmen wir wirklich die Stellung Gottes ein? So ist es eben nicht!

Bilder können die Wirklichkeit verstellen. Wir vergessen, dass wir es sind, die diese Bilder gemacht haben. Sie repräsentieren nur einen Ausschnitt. Werden diese Bilder, die wir uns von der Welt machen, mit der Wirklichkeit verwechselt, verstehen wir uns oft selbst nicht mehr. Naturwissenschaftliche Bilder bilden z.B. nur bestimmte Prozesse ab. Ihre Darstellungen vernachlässigen gerade die Details, auf die wir in unseren Erfahrungen besonderen Wert legen. Während in naturwissenschaftlichen Bildern beispielsweise Wiederholbarkeit und Verallgemeinbarkeit eine wichtige Rolle spielen, sind für unser Erleben Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit ausschlaggebend. Problematisch wird es, wenn verschiedene Darstellungen für gleichartig gehalten und gegeneinander ausgespielt werden. Wir manipulieren dann oft unsere Bilder.

Was leisten unsere Bilder und wer zieht die Grenze ihrer Anwendbarkeit? Wer eine Gesellschaft will, die Meinungs- und Wissenschaftsfreiheit anerkennt, muss damit leben, dass es Menschen gibt, die seine Weltanschauungen nicht teilen. Wer aufrichtig ist, wird allerdings versuchen, mit seinen Bildern die Gefühle anderer Menschen nicht zu verletzen. Bei aller Kritik in unseren kreativen Darstellungen sollten wir unser Gegenüber aber immer und ohne Ausnahme in seiner Menschenwürde ernst nehmen.

Heimat Wohnung

Was soll das heißen, bist du ordentlich oder unordentlich? Auf so apodiktisch gestellte Fragen gibt deine Wohnung keine klaren Antworten. Eine gewisse Ordnungsvorstellung hast du schon, sogar eine anspruchsvolle, aber es liegt dir fern, sie in der Praxis methodisch durchzusetzen. Man sieht, dass dein Interesse am Häuslichen wechselhaft ist, je nach den Schwierigkeiten und Belastungen deiner Tage, dem Auf und Ab deiner Stimmungen. Bist du depressiv oder euphorisch? Die Wohnung scheint klug von deinen Momenten der Hochstimmung profitiert zu haben, um dich in deinen Momenten der Niedergeschlagenheit wohllich empfangen zu können.

Aus: „Wenn ein Reisender in einer Winter-
nacht“ von Italo Calvino



Balance als Programm

Interview mit der Bundesministerin Dr. Annette Schavan, MdB

Bei der Wissensförderung ist es sinnvoll, vor allem Natur- und Technikwissenschaften zu berücksichtigen, weil von ihnen der gesellschaftliche Wohlstand direkt abhängt. Werden bei der Beurteilung der Zukunftsfähigkeit der Wissenschaften die Geisteswissenschaften vernachlässigt?

Wissenschaft und Forschung sind Teil der intellektuellen Kultur eines Landes, und dazu gehören die Geistes- und Kulturwissenschaften so zwingend wie die Naturwissenschaften und die Technik. Deshalb finde ich, dass die Geisteswissenschaften selbstbewusst in den Universitäten wirken sollten. Sie müssen ihren ureigenen Auftrag sehr bewusst wahrnehmen. Die Geisteswissenschaften fördern ja das kulturelle Gedächtnis der Gesellschaft und tragen mit dazu bei, dass unsere moderne Gesellschaft ihre Traditionen als Voraussetzung für die Innovationsfähigkeit begreift.

letzten Jahren 16 Prozent ihres Etats als Fördermittel für die Geisteswissenschaften zur Verfügung gestellt. Es ist oft keine Frage des Geldes; vielmehr ist es eine Frage des ausgewogenen Verständnisses von Bildung und Wissenschaft.

In der Struktur der Forschungslandschaft ergaben sich seit der Wende grundlegende Veränderungen. Symptomatisch ist z.B., dass aufgrund der Finanzsituation der öffentlichen Hand die Zahl der fest angestellten Mitarbeiter in den Instituten permanent sinkt und sich die große Mehrzahl des wissenschaftlichen Personals von einem befristeten Vertrag zum nächsten durchschlägt. Braucht Wissenschaft, wenn sie gelingen will, nicht gerade die Gelassenheit des freien Forschens, und gehört dazu neben dem Geld vor allem nicht auch Zeit?

Wir brauchen eine vernünftige Balance. Auf der einen Seite gehört die lebenslange Beschäftigung in Deutschland zur Tradition des öffentlichen Dienstes. Dies finden viele Menschen außerhalb Deutschlands ganz eigentümlich. Auf der anderen Seite sind viele junge Leute heute von immer kürzeren oder kurzzeitigeren Verträgen betroffen. Doch der Wissenschaft tut es durchaus gut, wenn es auch die Chance zu wechselnden Teams gibt. Zugleich müssen aber solche zeitlich begrenzten Verträge Wissenschaft ermöglichen. Dazu gehören selbstverständlich Zeiträume, die der wissenschaftlichen Arbeit gut tun und die auch anschlussfähig sein müssen. Deutschland muss ein Interesse daran haben, dass sich junge Leute für die Wissenschaft, die Universität, für die Forschung interessieren. Es darf auch nicht sein, dass es überall gute Arbeitsmöglichkeiten gibt außer an den Hochschulen. Es ist nicht nur eine Frage, wie verantwortungsbewusst wir mit jungen Leuten umgehen, sondern auch, wie innovationsfähig wir im internationalen Wettbewerb sein wollen.

Haben Sie sich diesbezüglich für Ihre Amtszeit ganz konkrete Dinge vorgenommen?

Ja. Ein Hauptthema des Bundesministeriums für Bildung und Forschung wird die Frage der Karrierechancen für junge Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen sein. Da benötigen wir gute Ideen. Die Einführung der Juniorprofessur reicht nicht. Da braucht es mehr Signale an die junge Generation, dass wir uns ihre Talente für die Hochschule wünschen und auch ihre Entscheidungen für die Forschung.

Gibt es eine hervorgehobene Verantwortung für die Weitergabe von Wissen und wer ist Träger dieser Verantwortung?

Ein altes afrikanisches Sprichwort besagt: Um Kinder zu erziehen, braucht es ein ganzes

Es geht natürlich immer auch um die Mittelverteilung. Denkt man nicht zu kurz, wenn man in Computerkabinette einer Schule investiert, aber die Bibliotheken vernachlässigt?

Beides sind zwei Seiten einer Medaille. Immer, wenn ich eine Schule in Baden-Württemberg besucht habe und man mir dort den Computerraum gezeigt hat, habe ich auch darum gebeten, mir die Bibliothek zu zeigen. Wir dürfen nicht Verengungsgeschichten schreiben. Immerhin hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft in den

Dorf! Was ist damit gemeint? Weitergabe von Wissen und Erfahrung, von Werten und Hoffnungen geschieht immer über Personen – zunächst über die Eltern und dann über jene Einrichtungen, also Kindertagesstätten und Schulen, deren Aufgabe es ist, die Kinder zu begleiten. Friedrich Schleiermacher hat einmal gesagt, Theorie und Praxis der Erziehung und Bildung entscheiden sich am Interesse der Generationen aneinander. Gegenseitiges Interesse kann ich nicht an Institutionen delegieren. Die Personen in den Institutionen, in den Familien, in der Gesellschaft müssen dieses Interesse an Kindern zeigen.

Wie beurteilen Sie als Bildungsministerin das föderale Prinzip bei den Schulstrukturen? Ist dieses Prinzip heute noch dienlich oder eher hinderlich? Dazu auch das Stichwort: Zentralabitur?

Föderalismus ist für mich ein sehr modernes und freiheitliches Gesetz im Staatsaufbau. Ich bin überzeugte Föderalistin! Zum Föderalismus gehören zwei Seiten: Viel Selbständigkeit vor Ort, in der einzelnen Schule und Hochschule und die Vereinbarung zwischen 16 Ländern über Standards – Vergleichbarkeit! Föderalismus darf z.B. nicht die Vergleichbarkeit in den Standards schulischer Bildung verhindern. Deshalb sind zentrale Prüfungen wichtig. Deshalb ist es wichtig, Standards einzuführen und den Schulen die Instrumente zu geben, selbst im Laufe der Jahre festzustellen, was im Hinblick auf die Standards richtig ist und was nicht. Föderalismus hat zwei Seiten: Viel Selbständigkeit – das gehört für mich zum Leitbild einer freiheitsliebenden Gesellschaft – und gemeinsame Strategien über Ziele, Standards und Qualität.

Wie schätzen Sie die Stellung des Religionsunterrichtes an Schulen in den ostdeutschen Ländern ein? Ist der Religionsunterricht – insbesondere der konfessionell getrennte (in Sachsen sind ca. 4% kath., 25% ev. und 71% atheistisch) – an den Schulen noch zeitgemäß? Gäbe es künftig andere Wege?

Der Religionsunterricht in der öffentlichen Schule ist für mich zentral. Vor allem jetzt, da doch klar wird, welche starke Rolle die Religionen im internationalen Dialog spielen. Das Thema wird wichtiger; es ist in seiner Bedeutung keinesfalls rückläufig. Und die Verankerung des Religionsunterrichts in der öffentlichen Schule ist ein ganz wichtiger Weg für die Kinder, die ansonsten keine Chance haben, etwas über Religion zu erfahren. Es ist zudem für die Kirchen eine gute Möglichkeit, über die Weitergabe ihres Glaubens zu reflektieren. Angesichts der von Ihnen genannten Zahlen finde ich,

dass die Zusammenarbeit der Konfessionen in kontinuierlicher Kooperation wichtig, ja sogar zwingend ist. Klar ist auch, dass unsere christliche Religion nun mal in Konfessionen auftritt. Dabei muss interessant vermittelt werden, was die Eigenarten der Konfessionen sind, die im ökumenischen Dialog ja eine große Rolle spielen. Also auch wieder eine sinnvolle Balance von Kooperation und Raum für die Eigenheiten der Konfessionen.

Sie standen seinerzeit als Ministerin in Baden-Württemberg für das Kopftuchverbot an Schulen. Wie waren bisher die Erfahrungen mit diesem Gesetz in diesem Land? Sehen Sie die Gründe dafür immer noch gegeben oder sogar stärker denn je berechtigt?

Ich halte das Verbot nach wie vor für richtig und notwendig. Denn das Kopftuch steht in der innerislamischen Diskussion auch für kulturelle Abgrenzung und die Unterdrückung der Frau. Es ist nicht allein aus einem religiösen Ursprung zu verstehen. Das ausschlaggebende Argument für das Verbot war die Mehrdeutigkeit des Kopftuchtragens als politisches Symbol. Wir dürfen nicht zulassen, dass über ein politisches Symbol Konflikte in der Auseinandersetzung mit dem Islam in unsere Schulen hineingetragen werden. Ich glaube, dass jede Religionsgemeinschaft in einer Gesellschaft, die kulturell und religiös so vielgestaltig ist, sehen muss, was im Dialog wichtig ist und was den Dialog für andere schwierig macht. Die Frage der Toleranz ist also nicht nur eine Einbahnstraße. Im Übrigen: Wer Lehrerin an einer öffentlichen Schule ist, muss wissen, dass es in Ausübung dieses öffentlichen Amtes nicht einfach um die Verwirklichung eigener Freiheit geht, sondern auch darum, dieses Amt so wahrzunehmen, dass seine Ausübung für die öffentliche Ordnung steht.

Stichwort Deutsch auf dem Schulhof: Ist es für eine solch formale Maßnahme nicht schon zu spät?

Ich finde, die Debatte, die darüber gerade in Deutschland geführt wird, zeigt viel von unserer kulturellen Verunsicherung. Eine Schule in Berlin Wedding einigt sich – übrigens auf Initiative eines ausländischen Schülers – in einem Prozess der inneren Schulentwicklung auf die Spielregel, auf dem Schulhof

deutsch zu sprechen. Eine tolle Geschichte, die dringend notwendig ist. Jeder wird sagen: Selbstverständlich soll auf einem deutschen Schulhof deutsch gesprochen werden. Was bitte wird wohl auf einem amerikanischen Schulhof gesprochen? Es geht um eine Selbstverständlichkeit, die anscheinend nicht mehr selbstverständlich ist. Es beginnt mit der Initiative eines Schülers, und jetzt diskutiert die Öffentlichkeit, ob dies eigentlich sinnvoll

ist oder nicht und ob man gar ein Gesetz dafür braucht. Das zeigt doch, dass wir unsicher sind und uns mit solchen Themen schwer tun. Wir können einfach Selbstverständliches nicht mehr selbstverständlich nennen. Wir glauben, Selbstverständliches funktioniert nur, wenn es ein Gesetz gibt. Wir setzen nicht mehr auf die Vernunft, die dieser Schüler gezeigt hat.



Dr. Annette Schavan

Wo liegt im Spannungsfeld von Integration und Identität Ihrer Meinung nach eine sinnvolle Begrenzung anderer Kulturen? Kann es diesbezüglich überhaupt Verbote geben? Steht die Besinnung auf eine Leitkultur nicht im Widerspruch zu Toleranz und Identität?

Nein. Denn eine Gesellschaft, der ein gutes Miteinander der Bürger unterschiedlicher Nationen, Kulturen und Religionen am Herzen liegt, muss auch wissen, was ihr eigenes Selbstverständnis ist. Es steht im Grundgesetz. Es steht in den Landesverfassungen. Es lässt sich ablesen in vielen Facetten des kulturellen Gedächtnisses unserer Gesellschaft. Zur Leitkultur in Deutschland und in Europa gehört die herausragende Stellung des Einzelnen. Das sollte von uns klar gesagt und als eine ganz besondere Errungenschaft in den internationalen Dialog eingebracht werden, von der wir überzeugt sind, dass sie dem Menschen gerecht wird. Solche Errungenschaft wird dem Menschen nach christlichem Verständnis nicht vom Staat verliehen, sondern ist eine Gabe Gottes. Das muss man nicht immer und überall hinzufügen; ich füge es hier aus meinem Selbstverständnis hinzu. Warum sollen wir nicht nachdrücklich betonen, dass das eine der Leitideen unserer Gesellschaft ist. Die Würde des Einzelnen schließt nicht aus, sondern sie ist ein großartiges Angebot an die Menschen, die hier leben und möglicherweise aus Kulturräumen



kommen, in denen sie nicht so präsent ist, in denen der Mensch diese besondere Stellung noch nicht erreicht hat.

Worin besteht Ihrer Erfahrung nach der wesentliche Unterschied zwischen Frauen und Männern, die an hoher Stelle im Staat Politik gestalten?

Wie oft ist mir diese Frage schon gestellt worden. Ich kann Ihnen den Unterschied zwischen der jetzigen Kanzlerin und ihrem Vorgänger aus der Beschreibung durch Minister früherer Kabinette sagen: Diese Kanzlerin ist enorm dialogorientiert. Sie nimmt jeden Minister und jede Ministerin ernst, kann zuhören, ist neugierig und zeigt einen hohen Respekt vor den Mitgliedern des Kabinetts und den Menschen überhaupt.

Wie definieren Sie für sich selbst und für das Kabinett, dem Sie angehören, politischen Erfolg?

An dem, worauf ich meinen Amtseid geschworen habe, Schaden von diesem Land abzuwehren und das mir jeweils Mögliche zu tun, gute Entwicklungen im Blick auf Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität in dieser Gesellschaft zu ermöglichen. Konkreter für die nächsten Jahre: Die geistige Auseinandersetzung in unserer Gesellschaft fördern. Eine Auseinandersetzung, die zu mehr innerer Sicherheit, Balance und kultureller Vergewisserung führt. Voraussetzung für Innovationsfähigkeit ist, kulturell zu wissen, wer wir sind. Weiterhin gilt, innovationsfähig zu sein. In vielen Regionen der Welt sind die Menschen ungewöhnlich lernbegierig und wissbegierig. Wir benötigen Leidenschaft, wenn es um Innovation geht, wenn wir Weltklasse sein wollen, wenn wir lernen wollen! Es geht auch darum, die vielen Möglichkeiten wahrzunehmen, die unsere Gesellschaft, unser Land bieten. Wir brauchen Innovation als roten Faden von Regierungspolitik. Das ist der beste Weg für die Sicherung der Zukunftschancen der jungen Generation.

Welchen Wert hat christliches Tun und Handeln für Sie persönlich und im Kontext einer so genannten Spaßgesellschaft?

Ich habe nie einen Hehl daraus gemacht, dass ich mich auch in der Politik als Christin verstehe. Und dass ich zugleich das, was mir aus meinem christlichen Selbstverständnis heraus wichtig ist, in die Politik einbringe. Umgekehrt werbe ich auch in der Kirche für die Kunst des Politischen. Zur Kunst des Politischen gehört, die ethische Dignität des Kompromisses anzuerkennen. Zu wissen, dass es Situationen gibt, in denen der, der alles will, alles verliert. Dazu gehört aber auch, dass Christliches in der Politik zu spüren ist: Da, wo es um die Würde des Menschen geht, um Fragen am Lebensanfang und am Lebensende, beim Umgang mit der Schöpfung und beim Thema Frieden. Einer der großen Päpste des 20. Jahrhunderts, Papst Paul der VI., hat gesagt: „Der Name für Frieden ist Gerechtigkeit und Entwicklung.“ Bei entscheidenden Fragen, wie z.B. zur Entwicklung unserer Gesellschaft, zur Stellung des Menschen in ihr und zum Selbstverständnis des Politikers als einem der Gesellschaft Dienenden – bei all diesen Fragen ist es ganz gut zu wissen, woher man kommt

Das Interview führten Dr. Joachim Klose und Andreas Richter.

Heimat
Eine Filmtrilogie

„Wenn die Welt grenzenlos und die Orte beliebig werden, ist Heimat kein Ortsbegriff mehr, sondern ein Zeitbegriff. Der Film kann als einzige Kunstgattung die Zeit, die uns immer nur entflieht, bannen. Man kann auch im Film die Zeit nicht anhalten, aber erzählen kann man sie. Film kann Heimat sein.“

Der Regisseur Edgar Reitz, von dem diese Worte stammen, hatte mit seiner „Heimat“-Trilogie, die zwischen 1984 und 2004 in der ARD ausgestrahlt wurde, wesentlichen Anteil an einem Bedeutungswandel des schwierigen Begriffs „Heimat“.

War dieser zuvor durch ideologische Vereinnahmung oder inhaltliche Trivialisierung belastet und weit von einer nachdenkenswertem kulturellen Kategorie entfernt, so erhielt er in den Beobachtungen und Schilderungen Reitz' einen neuen ernsthafteren Sinn. Ihr Thema ist der Mensch im Strom der Zeitgeschichte, in all seiner Vielschichtigkeit, Beziehungsvielfalt, Individualität. So findet sich der Einzelne eingebunden in einen sozial wie atmosphärisch ganz eigenen Kontext, der zugleich den Vorgaben des gesamtgeschichtlichen Wandels unterliegt. Beides kann von bisweilen dramatischem Einfluss auf den eigenen Lebensentwurf sein. Denn das „Ich-Ideal“ des Einzelnen gerät nicht nur mit seinem individuell geprägten Umfeld leicht in Konfrontation. Auch der Wandel der „großen Geschichte“ fordert den Menschen zum Überdenken seines Weges und seiner Zukunft auf. Besonders einschneidend und folgeschwer erfahren dies etwa die Menschen in Deutschland mit dem Jahr 1989.

Die Zeitspanne zwischen 1989 und 2000 hat Reitz im letzten Teil der Trilogie verarbeitet. Es ist die Fortsetzung der Chronik der Familie Simon aus dem fiktiven Hunsrück-Dorf Schabbach, die nun vor dem Hintergrund der vollkommen veränderten weltpolitischen Situation, ebenso im Angesicht neuer Herausforderungen und zugleich der bewährten Selbstvergewisserungen spielt.

Das hier angelegte Spannungsfeld von Ablösung und Integration findet bei Reitz sein Lösungsmodell in der Familie als dem Ort der zwischenmenschlichen Verlässlichkeit. Es ist der Ort, der Identität hervorbringt; aus diesem Grunde ist er gleichermaßen Ort des Dramas, der Tragödie wie der Katharsis und wird als solcher immer wieder aufgesucht – notfalls, um von vorne zu beginnen.

Dies im Medium Film nicht nur diagnostisch nachzuzeichnen, sondern föhl- und erlebbar zu machen, ist das Anliegen von Edgar Reitz. Vor der Folie des authentischen zeithistorischen Kontextes sucht er über eine große Auswahl an Typen- und Charakterangeboten dem Zuschauer die Möglichkeit einer Identifizierung mit den Einzelschicksalen, mit „Typen“, ja, fast mythischen Bildern zu geben. Der Film beinhaltet damit ein kollektives, weil variables, Identitätsangebot. Dies bedeutet: Das Leben wird zum Filmstoff und – zurückgespiegelt – der Film zur „Heimat“. Welche Funktion aber gewinnt damit das Film-Kunstwerk? Übernimmt es die Rolle ehemaliger sozial-mythologischer Strategien? Hat es kompensatorische Funktion?

Und, wenn dies der Fall ist, welche Verantwortung trägt der Filmemacher, wenn er diese Funktion unterbricht?

Filmvorführung und Gespräch
22./23. April 2006, Ufa-Palast Dresden

Landschaften im Wandel

Interview mit Dr. Werner Barlmeyer, Intendant des Stadtjubiläums 800 Jahre Dresden

■ Was ist für Sie Heimat?

Was uns existentiell am nächsten ist, darüber können wir meist am schlechtesten sprechen. So dürfte es auch mit „Heimat“ sein. Allein der sprachliche Zugang dieses Wortes ist ebenso interessant wie dunkel. Das germanische bzw. das deutsche Wort Heimat hat in der indo-europäischen Sprachgruppe kein Äquivalent. Es hängt mit „heim“ zusammen – aber was ist das eigentlich? Es gibt in einem der frühesten althochdeutschen Sprachdenkmäler, im Hildebrandlied, gewissermaßen das Gegenteil. Dort heißt das Gegenteil von Heimat „elilenti“, das „andere Land“. Dieses Wort ist noch erhalten in unserem Wort „Elend“. Wer nicht mehr in der Heimat ist, sondern im anderen Land, der ist sozusagen seines Hinterlandes beraubt, er ist im Elend. Das hat hier weniger mit Gefühlen zu tun als mit einfachen Ressourcen, die man zum Leben braucht.

Welche Bilder Ihrer Vergangenheit prägten Sie am meisten?

Heimat hat nicht nur mit Begriffen zu tun, sondern mit ganz konkreten Erinnerungen. Für mich sind die Bilder, nach denen Sie fragen, Landschaften in ihrem Wandel zwischen Blühen und Vergehen. Es ist das Kartoffelfeuer meiner Kindheit, wenn Vesperzeit war, die Kartoffeln gebraten wurden und die Bäuerin noch Streuselkuchen und Malzkaffee brachte. Das ist ein solches Bild, das mit meiner Kindheit und auch mit meiner Heimat zu tun hat.

Wie ist bei hoher Mobilität und medialer Kommunikation Verortung und Identifikation möglich?

Verortung, die sich daraus ergibt, dass wir uns in Raum und Zeit orientieren, geschieht jeweils konkret. Was sich meiner Meinung nach enorm geändert hat: Wir sind an einem Ort, aber wir haben nicht mehr die Sicherheit von Beständigkeit. Man muss gar nicht weit zurück gehen, um sich klar zu machen, dass Menschen, die noch vor einhundert oder zweihundert Jahren zumal im ländlichen Bereich wohnten, sich fast überhaupt nicht bewegt haben. Schon der Besuch in der Kreisstadt war etwas Besonderes, in die Residenzstadt kamen die meisten Menschen nie, geschweige denn darüber hinaus. Immanuel Kant ist dafür ein Beispiel. Er hatte den Kosmos und die Welt bei sich in Königsberg, kam aber nie aus der Stadt heraus. Was die Identifikation betrifft, sind in ähnlicher Weise Brüche zu registrieren. Die Sicherheit über das, was wir sind oder wohin wir gehören, ist uns zunehmend verloren gegangen. Wir haben global die Welt bei uns, wir können sie aus dem Internet vergegenwärtigen und stellen uns doch gleichzeitig die uralte Frage

der Menschheit: Was und wer sind wir in diesem Getriebe?

Können Sie uns Strukturen eines positiven Heimatbegriffs nennen? Wer sind die Bildungsträger, die diesen Begriff bilden?

Die Bildungsträger sind zunächst einmal die Familien. Für mich stellt sich zunehmend die Frage: Was geben wir von unseren familiären Erinnerungen an unsere Kinder weiter? Ich habe ein sehr großes Familienarchiv geerbt, das Sammlungen, Urkunden, Bilder und auch eine kleine Bibliothek beinhaltet, also gewissermaßen die Archäologie einer Familie über viele Generationen. Damit muß ich mich beschäftigen, das muß ich weiterschreiben und auch weitergeben. Daran wird mir die grundlegende Frage klar, die ich auch anderen stelle: Was erzählen wir unseren Kindern über unsere Herkunft, über unsere Vorfahren, was sie gemacht und wie sie gelebt haben? Was können wir ihnen an Bildern hinterlassen, und wo ist der Ort, an dem dies geschieht? Ein herausgehobener „Ort“ der Erinnerung ist dabei zweifellos die Familie.

Wie unterstützt die Stadt Familien?

Zunächst einmal muß die Familie sich selbst stützen. Das ist eine private Aufgabe, eine Gestaltungsaufgabe, für die jeder persönlich in der Verantwortung steht. Die Stadt kann hier nur begrenzt wirken. Gleichwohl kann und muss die Stadt Familien unterstützend begleiten. Das betrifft z.B. Kindergärten, Kindertagesstätten und auch Schulen, obwohl hier keine unmittelbare Zuständigkeit der Stadt gegeben ist. Sie kann es tun, und sie tut es etwa durch Angebote der Museen. In der Museumspädagogik im Dresdner Stadtmuseum spielt der Familienaspekt eine ganz herausragende Rolle. In den technischen Sammlungen ist es ein wichtiges Anliegen, Experimentierfelder in Bezug auf technische Aneignung zu eröffnen. Man könnte das jetzt weiter zeigen für die Jugend-Kunstschule, das Konservatorium oder das Theater Junge Generation. Solche Prozesse der kulturellen Bildung sind immer auch von hoher Relevanz für die Unterstützung von Familien.

Diese Form der kulturellen Bildung hat auch mit Identifikation zu tun, die sich u.a. an Orte bindet. Welche Rolle hat in diesem Zusammenhang die Feier von Jubiläen?

Die Sachsen haben das Stadtjubiläum erfunden, und zwar in Annaberg im Jahr 1698. Es war damals eine überwiegend kirchliche Feier. Im Mittelpunkt stand der Dank für den Reichtum, der zu diesem Zeitpunkt schon am Vergehen war, also ein Stück Erinnerung. Doch nicht nur Annaberg hat sein Stadtjubiläum gefeiert, sondern Sachsen hat vor allen Dingen die Einführung der Reformation immer wieder gefeiert, das Augsburger Bekenntnis und den Thesenanschlag. Nirgendwo sonst gab es diese Dichte von Jubiläumsfeiern, was vielleicht auch damit zu tun hat, dass der Heiligenkalender nach der Reformation plötzlich ganz leer geworden war.

Welche Rolle spielen beim Stadtjubiläum Reflexion und Projektion in die Zukunft?

Wir vergewissern uns im Jubiläumsjahr der Vergangenheit und reflektieren über Identität und Heimat. Vor allem werden wir uns auch mit der Zukunft der Stadt beschäftigen: wie wir sie sehen wollen, welche Entwürfe wir uns vorstellen können, wie wir sie als Gemeinwesen, aber auch als Kunst-Ort verstehen wollen.

Welche Bedeutung kommt der Stadt im gesellschaftlichen Handlungsgefüge zu?

Die Stadt hat gegenüber all dem, was sich darüber wölbt, also ein Land oder eine Region, den Vorteil, dass hier Entscheidungsprozesse noch wirklich von den Bürgern selbst mit gestaltet werden können. Eine der größten Errungenschaften in der Verfassungsgeschichte war die kommunale Selbstverwaltung. In Sachsen wurde sie schon sehr früh mit der Verfassung von 1831 ein ganzes Stück voran gebracht. Ich glaube, das trägt dem Rechnung, was tatsächlich geschieht: dass Bürger ihre Geschicke selbst am besten, kundig und mit Leidenschaft und Engagement wahrnehmen und gestalten wollen und können.

Das Interview führte Dr. Joachim Klose



Treue, Hoffnung, Ehrlichkeit

Interview mit Dr. Konrad Zdarsa, Generalvikar des Bistums Dresden-Meißen



Dr. Konrad Zdarsa

■ Im Sommer feiern wir 900 Jahre Bischof Benno, Patron des Bistums Dresden-Meißen. Als Bischof in unruhigen Zeiten kann er symbolisch für unser Bistum und seine Geschichte stehen. Welche Impulse entnehmen Sie dem Jubiläum?

Bischof Benno lebte in einer unruhigen Zeit, in der nicht nur die weltlichen, sondern auch die kirchlichen Verhältnisse schwierig und belastend waren. Obgleich er selbst nicht zu den maßgebenden Gestaltern gehörte, blieb er den Menschen im Gedächtnis als jemand, der mitten in seiner Zeit und ihren Problemen stand und ihnen durch die Verkündigung des Evangeliums Kraft und Hoffnung gab. Von daher könnte das Jubiläum für uns bedeuten: Gott schreibt auch auf krummen Zeilen gerade, erst recht auch in und durch seine Kirche!

Gibt es Erfahrungen der Kirche in Sachsen und generell in Ostdeutschland, aus denen die Diözesen in Westdeutschland lernen könnten?

Ich habe manchmal den Eindruck, dass die Kirche in ganz Deutschland in manchen Zügen einen Erfahrungsprozess durchmachen muss, den wir in den neuen Bundesländern bereits durchlebt haben. Ich denke an unsere Erfahrung als Diasporakirche, noch dazu in der langen Zeit zweier Diktaturen: Es ist möglich, mit bescheidenen Mitteln und geringen Möglichkeiten auch als Kirche lebendig zu bleiben und zu wirken. Wir haben erlebt, dass der Heilige Geist in schwierigen Zeiten keinesfalls weniger wirksam ist.

Welche Rolle spielen die Familien im Leben und in der Pastoral der Kirche? Wie unterstützt die Kirche konkret Familien?

Die Familien, die den Sonntagsgottesdienst besuchen, sind in nicht wenigen unserer Gemeinden stärker vertreten als im Gesamtbild der Gesellschaft. Das gilt es dankbar wahrzunehmen, auch als Ermutigung für lebendige Kirche von morgen. In den vielfältigen Formen der Jugend-, Familien- und Ehepastoral versucht die Kirche, Familien zu unterstützen. Gerade in Gebieten mit wenigen Katholiken ist ihr lebendiges Zeugnis der Zugehörigkeit zur Weltkirche nicht zu unterschätzen. Das ist zu allen Zeiten ein gewaltiger Halt für die Familien, die ihren Glauben auch unter schwierigen Bedingungen leben. Hier sind auch die Impulse des Weltjugendtages zu nennen. Daneben erwähne ich konkret einen Bischöflichen Unterstützungsfonds für Familien, die ein Haus bauen wollen, sowie lebens- und berufsorientierende Angebote für junge Erwachsene.

Wie steht es um den nach außen gerichteten, den missionarischen Aspekt der Kirche? Erfordert die Bewahrung der kleinen Herde in der Diaspora den Großteil ihrer Kraft oder gibt es Schnittstellen, wo die Kirche mit ihren Anliegen über den eigenen Zaun hinausgehen kann?

Das kirchliche Leben lebendig und attraktiv zu halten, verlangt schon allerhand Organisation und Kraft. Schnittstellen, über die Grenzen der Gemeinde hinaus mit Menschen ins Gespräch zu kommen – biblisch gesprochen: Auskunft zu geben von der Hoffnung, die uns beseelt –, sind sicher die Spendung der Sakramente bzw. die Riten an den Grenzsituationen des Lebens. Ich bin mit vielen, die nicht zur Kirche gehören, ins Gespräch gekommen: Jene Menschen stellen Fragen, die einen innerlich richtig entflammen. Die Gespräche mit jungen und alten Menschen und dieser tiefe Dialog, der manchmal entsteht – und sei es anlässlich einer Bestattungsansprache –, das möchte ich nicht missen.

Dazu kommt, dass die Kirche hier im Osten Deutschlands seit der Wende auf neue Weise in der Öffentlichkeit präsent sein kann. Hier wirkt sie z.B. durch ihre Sozial- und Bildungseinrichtungen und wird durchaus wahrgenommen. Das sollten wir nicht unterschätzen. Wir dürfen dabei auch einen fundamentalen Dienst nicht vergessen, den die Kirche ganz einfach durch ihr Dasein der Gesellschaft leistet. Es sind vielleicht nicht immer die Kirchtürme, die die Silhouette der Dörfer und Städte prägen, aber es ist zumindest dieser geistige Zeigefinger nach

oben, der unser menschliches Leben auf eine größere Perspektive hin öffnet.

Wie sehen Sie die Zukunft der Strukturen, was etwa Pfarreien, Geistliche Bewegungen u.a. anlangt?

Persönlich erwarte ich viel von den neuen geistlichen Gemeinschaften, etwa Fokolare, Cursillo, die Gemeinschaft Christlichen Lebens oder auch manche Ordensgemeinschaften, die einen neuen Stil leben. Gewiss muss das gut auf die normale Gemeindearbeit abgestimmt werden. Die Pfarrei wird eine Grundstruktur der Kirche bleiben. Aber die Chancen der wechselseitigen Befruchtung sind zweifellos gegeben.

Das Bistum Dresden-Meißen grenzt an Polen und Tschechien, die Grenzen sind seit der EU-Erweiterung offen. Gibt es Kontakte und Zusammenarbeit mit den Nachbarkirchen?

Dies kann ich bezeugen – besonders für die Gemeinden in den Grenzregionen, wie Plauen im Vogtland oder das Zittauer Dekanat. Hier gibt es vor Ort rege Kontakte, gemeinsame Konferenzen, Wallfahrten und andere geistliche Unternehmungen. Dazu kommen Kontakte auf der Ebene der Bischöfe und Domkapitel. Verbindungen bestehen nicht nur zu den unmittelbar angrenzenden Staaten. Wir unterstützen vom Priesterrat her Priester in Moldawien; der Bischof nimmt Kontakte wahr auch nach Skandinavien. Und das sind nicht nur Informationsreisen, sondern es steht unbedingt das Anliegen einer Zusammenarbeit dahinter.

Wenn Sie drei Wünsche für das Bistum formulieren könnten, welche wären das?

Zunächst Ehrlichkeit zu sich selbst und Ausgehen von der Realität, dann Konzentration auf das Wesentliche in Treue und schließlich eine unüberwindliche Hoffnung.

Das Interview führte P. Clemens Maaß SJ

Friedfertig und in kirchlicher Armut

Zum 900. Todestag von Bischof Benno

Das meiste aus dem Leben des heiligen Benno liegt im Dunkel der Geschichte. Wenige Urkunden vermerken Benno als Teilnehmer einer Synode, äußerst selten wird er in führenden Rollen beschrieben. Dafür ist seine Verehrung beim Volk weit über seinen Tod hinaus geradezu überschwänglich.

Benno wird um 1010 im Raum Hildesheim geboren. An der Domschule der Bischofsstadt bereitet sich der junge Benno für höhere Ämter in Staat und Kirche vor. Um 1040 ist er Abt im Benediktinerkloster Hildesheim, später 17 Jahre lang Domherr in Goslar. Hier begegnet er mit Sicherheit dem jungen Kaiser Heinrich IV. 1066 wird Benno zum Bischof von Meißen ernannt und ist damit der 10. Amtsinhaber. Eigentlich stellt er nur „2. Wahl“ dar, denn der ursprünglich vorgesehene Kandidat stirbt kurz vor seiner Abreise nach Meißen unter mysteriösen Umständen. Aber Benno ist natürlich alles andere als ein Ersatzmann. Seine Beliebtheit im Volk wurzelt wohl auch in dessen Erfahrung, dass sich mit Benno ein Bischof ganz auf ein neues Land und fremde Menschen einstellt.

Zunächst erlebt Benno in Meißen eine relativ friedliche Zeit. 1073 geraten aber die sächsischen Fürsten mit dem Kaiser in Konflikt. Benno folgt einer strikten Neutralität, eine Haltung, die er gewiss auch im Evangelium begründet sieht. So wartet Heinrich IV. vergeblich auf ein Zeichen der Solidarität des Bischofs. Benno gehört nicht zu den einflussreichen Bischöfen. Von den Zeitgenossen wird seine Friedfertigkeit hervorgehoben, er wird gerühmt als Mann kirchlicher Armut. Weil er nicht auf Machtmittel zurückgreifen will und kann, ist sein Zeitgenosse Lambert von Hersfeld der Meinung, dass es ohne Bedeutung sei, ob Benno von einer der kriegsführenden Parteien als Freund oder als Feind betrachtet werde. Hier liegt der Schlüssel auch für die heutige Bennoverehrung: Benno besitzt keine Machtmittel; sein politischer Einfluss ist gering – und doch wirkt er mit vollem Engagement im Sinne des Evangeliums. Diese Haltung aber hat für Benno auch erhebliche Konsequenzen. So nimmt ihn Heinrich IV. 1075 gefangen. Benno gelingt jedoch in Mainz die Flucht aus dieser Gefangenschaft.

Aber Benno ist in einen weiteren Konflikt, einen weltgeschichtlich bedeutsamen, hineingestellt. In aller Heftigkeit erlebt er den Investiturstreit. Hauptakteure sind Papst

Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV. Herausragendes Ereignis ist der sprichwörtlich gewordene Gang nach Canossa. Der Papst will die Kirche aus der politischen Umklammerung und der damit einhergehenden Verweltlichung herausholen. Das aber ist ein Angriff auf ein sakral verstandenes Königtum. Der König wird zum Laien „degradiert“, ihm wird die göttliche Bevollmächtigung des Amtes abgesprochen. Benno ist den Urkunden nach auf Seiten der „Gregorianer“, also der Anhänger des Papstes. Das hat zur Folge, dass Benno 1085 ein zweites Mal als Bischof von Meißen abgesetzt wird. Im gleichen Jahr stirbt Gregor VII. Hier legt sich nun ein dunkler Schatten über das Wirken des heiligen Benno: Er pilgert zum Papst – aber zu dem



Im einem Elbfisch findet der Hl. Benno den Schlüssel vom Dom zu Meißen

von Heinrich IV. eingesetzten Gegenpapst Clemens III., um Versöhnung zu erbitten. Ist das Verrat? Manche erheben den Vorwurf der Zwiespältigkeit. Positiv betrachtet aber lässt sich mit dem bedeutenden Kirchenhistoriker Peter Manns auch so urteilen: Benno war nach Gregors Tod in einer existentiellen Notlage. Er wollte unbedingt den Frieden mit der Kirche. So versicherte er sich der Hilfe des Gegenpapstes, um in sein Bistum zurückkehren zu können. Etwas zwiespältig bezeichnen ihn Urkunden künftig als treuen Reichsbischof. 1097 ist er allerdings eindeutig bei den treuen Anhängern des rechtmäßigen Papstes Urban II.

Spirituell betrachtet kann man sagen: Benno hat nicht auf einer Insel der Seligen gelebt. Aus einer so konfliktträchtigen Lage konnte auch ein heiligmäßiger Bischof kaum unbeschädigt hervorgehen. Die berühmte Schlüssellegende bezieht sich auf die Ereignisse des Jahres 1085. Sie will die Treue des heiligen Benno zum Papsttum anschaulich machen.

Nach seinem Tod – wahrscheinlich am 11. Juni 1106 – wächst die Verehrung des Bischofs von Meißen. Über 400 Wunder

werden Benno zugeschrieben, Wallfahrer kommen bis aus dem Ostseeraum, 1285 werden seine Gebeine erhoben und feierlich in einem Hochgrab im Meißner Dom bestattet. Es ist eine volkstümliche Heiligsprechung in der Region. Bischof Withego I. gewährt den Besuchern des Grabes vierzig Tage Ablass.

Die eigentliche Erhebung Bennos zur Ehre der Altäre findet zwischen 1498 und 1523 statt. Vor allem auf Betreiben des sächsischen Kurfürsten Georg des Bärtigen wird Benno am 31. Mai 1523 von Papst Hadrian VI. heilig gesprochen. Am 16. Juni 1524 erfolgt in Meißen ein mehrtägiges Fest zu Ehren des neuen Heiligen. Aber schon zu diesem

Zeitpunkt legt sich der Schatten konfessioneller Auseinandersetzungen über die Person des heiligen Benno. Martin Luther veröffentlicht spätestens Anfang Juni 1524 die Schrift: Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden. Luther kritisiert nicht primär die Person Bennos und sein Wirken. Er weiß Benno vor dem Richterstuhl Gottes und will ihn deshalb weder verurteilen noch verdammen. Luther zielt mit seiner Aussage auf die unhistorischen Überhöhungen in der Heiligsprechungsbulle, die im Wesentlichen auf den sächsischen Hoftheologen Hieronymus Emser zurückgehen.

Bennos Grab in Meißen wird bald nach dem Tod Georgs des Bärtigen geplündert. Seine Reliquien aber sind bereits auf die Burg Stolpen, später nach Wurzen gebracht worden. 1576 werden die Gebeine des Verehrten im Triumph durch Bayern nach München gebracht und 1580 im Liebfrauenomn beigesetzt. Benno wird zum Schutzheiligen der Stadt München und Altbayerns.

Benno ist kein strahlender Held, kein Bischof, der bedeutende theologische Werke oder bewundernswerte Bauten hinterlassen hatte. Mit Blick auf sein Leben und Wirken und die kontroverse Geschichte nach seinem Tod könnte man mit Martin Buber sagen: Erfolg ist keiner der Beinamen Gottes. Aber in Benno haben viele offensichtlich einen Bischof erlebt, der ihnen geholfen hat, Gott als Fülle des Lebens zu erfahren. Nicht zuletzt deshalb verehren die Sorben bis heute Benno als ihren Apostel.

Das Bistum Dresden-Meißen gedenkt seines Patrons am 10. Juni 2006 aus Anlass des 900. Todestages von Bischof Benno.

OR Dr. Bernhard Dittrich, Dresden

Heilige und Heiligenverehrung

Orientierung für die geistig-moralische Existenz

■ Ist es heute einfacher als früher, heilig zu werden? Blickt man auf die Liste der in der katholischen Kirche förmlich als heilig erklärten Christen, könnte sich dieser Eindruck aufdrängen. Kein Papst hat in so kurzer Zeit so viele Heiligsprechungen vorgenommen wie Johannes Paul II. in seiner von 1978 bis 2005 dauernden Amtszeit. Es ist spezifisch für die katholische Kirche, dass sie ein rechtlich geregeltes und in der Regel langwieriges Verfahren besitzt, um die Heiligkeit eines Menschen festzustellen. Die sogenannte Heiligsprechung bedeutet das feierliche Urteil des Papstes über das geglückte Leben von Christen, die „dem Vorbild Christi besonders gefolgt sind“ und „ein hervorragendes Zeugnis für das Himmelreich“ abgelegt haben.

Heilige und Heiligenverehrung sind keine katholische Besonderheit. Zahlreiche religiöse Überlieferungen kennen und verehren Heilige. Als heilig gelten hier Menschen, denen eine besondere Nähe zum Göttlichen zugesprochen wird oder die den Maßstäben der jeweiligen Religion in herausragender Weise entsprechen haben. Die weite Verbreitung dieses Phänomens lässt vermuten, dass ihm über spezifisch religiöse Gründe hinaus ein im sozialen Wesen des Menschen angelegtes anthropologisches Interesse an Leit- und Vorbildern für die eigene geistig-moralische Existenz zugrunde liegt. Dieses existentielle Interesse dürfte sogar noch im Medienrummel um diverse Idole und Stars durchschimmern.

Für die Bibel gilt, dass Gott allein heilig ist (vgl. Jesaja 6,3). Davon abgeleitet können dann auch Menschen heilig genannt werden, insofern sie zu Gott gehören und seine Gerechtigkeit und Barmherzigkeit verwirklichen. Entsprechend nennen das Neue Testament und das Glaubensbekenntnis die Gemeinschaft der Christen, die Kirche, „Gemeinschaft der Heiligen“. Alle Christen können nach neutestamentlicher Auffassung als Heilige bezeichnet werden, da sie durch den Glauben und die Taufe Anteil an der Heiligkeit Gottes haben. Bald aber entstand der Sprachgebrauch, vor allem jene als Heilige zu bezeichnen, die am Ziel ihres Lebens angelangt und bei Gott vollendet sind (vgl. Hebräerbrief 12,23). Dies galt in erster Linie für die Martyrer, die in einer Verfolgungszeit das Leben um ihres Glaubens willen verloren hatten.

Hier liegen auch die Wurzeln der Heiligenverehrung: Am Todestag eines Martyrers versammelte man sich an seinem Grab und hielt sein Andenken in Ehren. Die frühesten schriftlichen Berichte darüber stammen bereits aus der Mitte des 2. Jh. Die Christen feierten den Todestag eines Martyrers als „himmlischen Geburtstag“ mit einem Gottesdienst und erbaten seine Fürbitte. Bald schon wurden nicht

nur Martyrer, sondern auch andere Christen, die ihren Glauben in herausragender Weise gelebt hatten, als Heilige verehrt. Im Mittelalter konnte ein solcher Heiliger über seine geistliche Fürbitte bei Gott hinaus auch als Patron mit allen Rechtsfolgen des zeitgenössischen Patronatsrechts angesehen werden. Ihm oblag der Schutz des Grabortes und der dortigen Verehrer und Bewohner, besonders zugunsten der Armen und Benachteiligten. Ein solches Heiligenpatronat repräsentierte das bessere Gegenbild zur erfahrenen irdischen Herrschaft.

Gegen spätmittelalterliche Mißbräuche der Heiligenverehrung erhoben die Reformatoren Einspruch, da sie dadurch das Vertrauen auf Christus als den einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen beeinträchtigt sahen. In Reaktion auf diese Kritik betonte das Trienter Konzil, dass Christus „allein unser Erlöser und Erretter ist“, unterstrich jedoch, dass es zwar nicht verpflichtend, wohl aber „gut und nützlich“ sei, die Heiligen um ihre Fürbitte bei Gott anzurufen.

Inzwischen haben sich in ökumenischer Hinsicht die scharfen Frontstellungen früherer Zeiten entschärft. Wenngleich es in einzelnen theologischen Fragen durchaus noch klare Divergenzen gibt, stimmen beispielsweise Lutheraner und Katholiken darin überein, dass Heilige „Glieder der Kirche sind, die aus Gnade und Glaube allein die christliche Liebe und die anderen christlichen Tugenden in beispielhafter Weise gelebt haben und deren Lebenszeugnis nach ihrem Tod in der Kirche Anerkennung gefunden hat“. Sie gelten als helfende Vorbilder für das eigene Leben aus dem Glauben. In ihrer Vielfalt stellen die Heiligen kreative Beispiele christlicher Lebensführung und Weltverantwortung vor Augen.

Im Blick auf die skizzierten Ursprünge der Heiligenverehrung ist es nicht verwunderlich, dass besonders Martyrergestalten aus beiden Konfessionen zu ökumenischen Schrittmachern werden. Papst Johannes Paul II. hat in seiner Ökumene-Enzyklika „Ut omnes unum sint“ von 1995 angesichts der zahlreichen christlichen Martyrer des 20. Jahrhunderts von einem „Ökumenismus der Heiligen, der



Martyrer“ gesprochen. So wird in Lübeck an drei katholische und einen evangelischen Geistlichen erinnert, die 1943 gemeinsam als Widerständler gegen den Nationalsozialismus hingerichtet wurden. Und in Rom wurde der Protestant Dietrich Bonhoeffer in die Gedenkstätte der neuen Martyrer aufgenommen, die die katholische Laiengemeinschaft Sanct' Egidio auf der Tiberinsel eingerichtet hat.

P. Clemens Maaß SJ

9.–11. Juni 2006
Zum Beispiel: Bischof Benno von Meißen
Ökumenische Tagung über Heilige und Heiligenverehrung damals und heute
Informationen Anfordern!

Veranstaltungen

Sommer 2006

insicht

wird von der Katholischen Akademie des Bistums

Dresden-Meißen herausgegeben. Die Akademie wurde im Juni 2001 gegründet. Sie ist ein Netzwerk lokaler und thematischer Foren. Ziel ist es, sich über den Alltag hinaus mit wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Fragestellungen zu beschäftigen. Die religiöse Dimension menschlicher Erfahrung spielt dabei eine wesentliche Rolle. Menschen unterschiedlicher Vorbildung und Lebensform sind eingeladen, miteinander ins Gespräch zu kommen, um über religiöse und parteipolitische Schranken hinweg neue Perspektiven für jeden einzelnen und für die Gesellschaft zu eröffnen.

Die lokalen Foren der Akademie sind das Kathedralforum Dresden, das Leibnizforum Leipzig, das Agricolaforum Chemnitz und das Novalisforum Freiberg. Daneben entstanden inhaltliche Foren: das Forum Medizinethik, das Ökumenische Forum Kirchenmusik, das Forum Naturwissenschaft, Technik und Philosophie, das Forum Wirtschaft, Gesellschaft und Politik sowie das Forum Religion und Kirche. Mit verschiedenen Kooperationspartnern wird ein regelmäßiges Veranstaltungsprogramm angeboten.

Veranstaltungsreihen vervollständigen das Angebot: Ringvorlesungen zu unterschiedlichen Themen, Wege zu einer Kultur des Friedens in der Unterkirche der Frauenkirche, Zeitfenster in der Gemäldegalerie „Alte Meister“, Kulturabende, Religion und Kunst.

Übersichtsprogramme und detaillierte Informationen finden Sie unter www.ka-dd.de sowie unter den Web-Seiten der Foren. Auf den Forenseiten besteht jeweils die Möglichkeit, sich als Abonnent einzutragen. An die Abonnenten wird zehn Tage vor Veranstaltungsbeginn eine Erinnerungsmail verschickt. Die Übersichtsprogramme und diese Zeitschrift werden außerdem kostenfrei an Interessenten versendet.

Für die Akademiearbeit bitten wir Sie um eine Spende

Katholische Akademie
LIGA-Bank eG
BLZ: 750 90 300
Konto: 82 008 82

Ansprechpartner in der Katholischen Akademie:

Akademiedirektor: Dr. Joachim Klose
(03 51) 4844-740 / klose@ka-dd.de

Geistlicher Rektor: P. Clemens Maaß SJ
(03 51) 4844-741 / maass@ka-dd.de

Geschäftsführerin: Maria Minkner
(0351) 4844-742 / minkner@ka-dd.de

Referent: Sebastian Ruffert
(03 51) 4844-739 / ruffert@ka-dd.de

insicht
Sommer 2006

BALL AM KÖNIGSHOF

Seit Jahren stellt der Dresdner Hoftanz e.V. mit Musikern und Tänzern historische Tänze vor, die nach Originalaufzeichnungen besonders aus Frankreich rekonstruiert wurden. Es sind Tänze einer höfischen Gesellschaft, wie sie am Anfang, z.Z. August des Starken und am Ende des 18. Jh., in der Zeit der Aufklärung, im Dresdner Residenzschloss getanzt wurden.

Der Franzose Francois Louis Delpêche, Tanzmeister am Dresdner Hof, schuf um 1760 verschiedene „Contredances“ für Dresden, von denen einige erstmals nach ca. 250 Jahren wieder aufgeführt werden. Es sind Tänze der Vergangenheit, aber Sie bestechen auch nach Jahrhunderten durch ihren geistvoll heiteren Charakter, ihre Eleganz und ihren Adel in Kunst und Lebensart.

Die Hoftänze illustrieren einen Ball im Schloss Albrechtsberg, zu dem Sie herzlich eingeladen sind.

Ball
19. Mai 2006, 19.30 Uhr, Schloss Albrechtsberg
Kartenvorverkauf!

GO WEST. USA 1925

Buster Keaton, der Meister des amerikanischen Slapstick, schuf einige der wichtigsten amerikanischen Stummfilme seiner Zeit. Mit „Go West“ gelang ihm eine großartige Stummfilmkomödie. Frank Fröhlich holt sie in die Gegenwart und komponiert eine packende Konzertmusik zwischen Flamenco und Western für akustische Gitarre.

Der ungeschickte Cowboy Buster verliebt sich in die schwarz/bunte Kuh Georgina und setzt alles daran, seine getreue Hörnige vor dem Schlachthof zu retten. Des Ranchers Tochter kann im Populartest mit der Kuh nur schwer bestehen.

Frank Fröhlich spielt sich in Busters Stimmungen eindrucksvoll hinein, in die Spannungen zwischen melancholischen und rasanten Passagen.

Die Kombination von Film und Musik ist ein Streich, mit vergnüglicher Ironie Geschichte, Besiedlung und Mythos des amerikanischen Westens nahe zu bringen

Konzert und Stummfilm
1. Juni 2006, 20 Uhr, Agricolaforum

VOM KLANG DER GLOCKEN

Glocken sind faszinierende Instrumente. Seit nunmehr 5000 Jahren ziehen sie Menschen in ihren Bann und hinterlassen auf ihrem Weg durch Asien und Nordafrika tiefe Spuren. Im Mittelalter in Europa angekommen, finden die Menschen – getragen von der Harmonie ihrer Klänge – zu hohen geistigen und künstlerischen Leistungen. Von der symbolischen Vielfalt und klanglichen Fülle der Glocken lassen sich bis heute Dichter, Bildhauer, Maler, Musiker inspirieren.

Wenn die Geläute von Frauen- und Hofkirche am 22. Juni zeitgleich in die Stadt klingen, da ereignet sich nicht nur ein Musikerlebnis, vor allem ist dabei der Ruf nach Einheit und Frieden zu hören.

Einblicke in die sonst so verborgenen Glockenstuben erhalten an diesem Tag die Besucher dieser beiden Kirchen und der Kreuzkirche.

Im Gesprächskonzert „Vom Klang der Welt“ öffnet der bekannte Percussionist und Glockensammler Hakim Ludin das Tor in die tiefe mythologische Bedeutung der Glocken. Seine Musik tritt in den Dialog mit Ernst Blochs kleinen Texten für ein „Hellsen der Ohren“.

Glockenläuten, Führung durch die Glockentürme Frauenkirche, Hofkirche, Kreuzkirche in Dresden
22. Juni 2006, 17.50 Uhr, Treffpunkt: Fürstenzug
Kartenvorverkauf!

Konzert
22. Juni 2006, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden
Kartenvorverkauf und Abendkasse!

DAS FEUER DER RENAISSANCE

Unter dem Titel „Das Feuer der Renaissance“ wurde unlängst im Chemnitzer Schloßbergmuseum eine bemerkenswerte Ausstellung eröffnet; sie ist dem 450. Todestag des sächsischen Gelehrten und Humanisten Georgius Agricola gewidmet und zugleich eine feurige Hommage an die Wissenschaft der Renaissance. Diese vielgestaltige Bewegung zur Erneuerung der klassischen Antike in den Wissenschaften und Künsten stellt sich dar als eine gewaltige Epoche, die wie kaum eine andere in die Entwicklung der Menschheit einzugreifen wusste.

Eine nicht geringe Rolle spielten die Renaissance-Ingenieure. Deren Wirken beschränkte sich nicht nur auf Buchdruck, Kompass und Schießpulver, sie wagten sich auch an kühne Erfindungen: Sie konzipierten hydraulische Anlagen für höfische und städtische Wasserversorgung, entwarfen Uhren und Automaten, bewältigten die ersten mechanischen Probleme im Zusammenhang mit dem Bau von Maschinen. Als Schlüssel zum Weltverständnis und Fortschritt in Theorie und Praxis etablierte sich gleichermaßen die Mathematik.

Aus der Reihe sächsischer Rechenmeister ragt insbesondere der in Staffelstein/Franken geborene Adam Ries (1492-1559) hervor. Er etablierte sich nach Jahren in Erfurt gut drei Jahrzehnte in Annaberg, gründete hier seine Rechenschule, schrieb eine Reihe bedeutender Werke zur praktischen Rechenkunst und verdingte sich auch als „Bergmann von der Feder“. Zu recht bezeichnet man ihn als „Rechenlehrer des deutschen Volkes“, vermochte er doch in nahezu einmaliger Weise die Mathematik „dem gemeinen Mann nützlich zu machen“. Noch heute gilt sein didaktischer Grundsatz: „Vom Leichten zum Schweren! Vom Einfachen zum Zusammengesetzten! Von der Anschauung zum Begriff!“

Vortrag
4. Mai 2006, 20 Uhr, Agricolaforum Chemnitz

GOTT – QUELLE ALLER WAHRHEIT

Der Warschauer Philosoph Lezek Kolakowski sagt über Forschung und Tradition: „Ohne Fortschritt würden wir Menschen heute noch in Höhlen der Steinzeit leben, aber ohne Tradition, z.B. unserer zwischenmenschlichen Werte, würden wir bald

Die Foren der Katholischen Akademie des Bistums Dresden-Meißen:

Kathedralforum • Haus der Kathedrale Dresden • Schloßstr. 24
 Novalisforum • TU Bergakademie Freiberg • Abraham-Gottlob-Werner-Bau
 AgricolaFORUM • TU Chemnitz • Eduard-Theodor Böttcher-Bau
 Leibnizforum • Leipziger Stadtbibliothek, Wilhelm-Leuschner-Platz 10/11

wieder zu den Verhältnissen der Steinzeit zurückkehren.“

Auf das Thema Wahrheit und Wahrhaftigkeit angewandt bedeutet das: Die naturwissenschaftlichen Wahrheiten sind Voraussetzungen der Annehmlichkeiten, die uns die moderne Technik vermittelt. Aber ohne unsere ethischen Überzeugungen und Wahrheiten verliert nicht nur unser menschliches Leben seinen Sinn, sondern das Überleben der gesamten Biosphäre unseres Planeten wäre bedroht.

Das macht schlaglichtartig unsere schizophrene Epoche deutlich: Mit Hilfe unserer naturwissenschaftlichen Wahrheiten wollen wir einen Turm bauen bis zum Himmel. Aber sein Fundament, die Wahrhaftigkeit der Menschen, erweist sich als ein schwankender Grund. Der Turm kann jeden Augenblick einstürzen und uns unter sich begraben. Denn wir Menschen haben uns angewöhnt, es unter uns mit der Wahrhaftigkeit nicht so genau zu nehmen. Wahrhaftigkeit scheint nur soweit von Interesse zu sein, als sie für unsere Public Relations von Bedeutung ist. Gilt nicht vielfach die Maxime: Erlaubt ist alles, wir dürfen uns nur nicht erwischen lassen?

Die Frage ist, ob es bei uns „doppelte Wahrheiten“ gibt, die nichts miteinander zu tun haben? Gründen letztlich nicht alle Wahrheiten und unsere Wahrhaftigkeit in dem einen Gott, der einerseits unsere Naturgesetze garantiert, worüber wir froh sind, den wir andererseits aber nicht anerkennen wollen als die Grundlage auch unseres persönlichen Zusammenlebens?

Teilhard de Chardin sagt: „Die Menschheit muss sich heute entscheiden zwischen kollektivem Selbstmord und Anbetung.“ Das heißt: Naturgesetze gelten zwar für uns, aber sie dürfen und brauchen wir nicht anzubeten, denn sie sind nur vorletzte Wahrheiten, Werkzeuge Gottes, uns anvertraut. Gott allein aber, der uns beim Namen ruft, ist die letzte Wahrheit, ihn allein dürfen und sollen wir anbeten.

Vortrag
 17. Juni 2006, 15 Uhr, Kathedralforum Dresden

MENSCHENWÜRDIG STERBEN

Wir erleben derzeit eine tiefgreifende Verunsicherung der Menschen beim Blick auf die Umstände ihres Sterbens. Gespeist wird die Beschäftigung mit einem sonst eher gemiedenen Thema durch die Diskussion um Sterbehilfe und Patientenverfügung. Zwei sich ergänzende Aspekte lösen Unsicherheit aus: Angst vor der technisierten Medizin und der Wunsch, bis zum Schluss selbstverantwortlich zu agieren. Die Abhängigkeit von anderen Menschen wird als schlimmste mögliche Situation empfunden. Das dürfte Symptom eines allgemeinen Vertrauensverlustes sein, der nun auch die Medizin erfasst hat. Zusätzlich vergiftet die Auseinandersetzung um knapper werdende Finanzen im Gesundheitswesen die Atmosphäre, so dass Kranke gleichzeitig befürchten, es werde „zu viel“ und „zu wenig“ getan.

In den Debatten wird häufig der Begriff der Menschenwürde benutzt. Leiden, das durch Siechtum

mit Pflegebedürftigkeit und beim Ringen mit dem Tod bei schwerer Krankheit entsteht, erscheint dem Betrachter oft unerträglich, eben menschenunwürdig – ganz anders als aus ärztlicher Sicht. Der „gute“ Tod soll sich heute schnell, schmerzlos und vor allem unverhofft ereignen. Da die Menschen wissen, dass das nur den wenigsten vergönnt ist, versuchen sie, Vorsorge zu treffen. Dabei konzentriert sich die Diskussion um Patientenverfügungen oft auf Nebenaspekte und verstärkt die Verunsicherung auch auf ärztlicher Seite. Dazu kommt, dass die Begriffe „aktive“ und „passive Sterbehilfe“ inhaltlich vielen unklar sind und „Tötung auf Verlangen“ in westeuropäischen Nachbarländern legalisiert wurde. Die in der Schweiz mögliche ärztliche Beihilfe zur Selbsttötung findet inzwischen auch hierzulande immer mehr Befürworter.

Diese Situation erfordert eine Klärung der Begriffe und des Diskussionsstandes. Und es ist zu fragen, wie sich menschenwürdiges Sterben aus säkularer und aus christlicher Perspektive darstellt.

Vortrag
 3. Mai 2005, 19.30 Uhr, Leibnizforum Leipzig

WISSENSCHAFT UND VERANTWORTUNG

Dem wissenschaftlichen Forscherdrang und der Anwendung wissenschaftlicher Ergebnisse sind Grenzen gesetzt: Gesellschaftliche Normen schränken die Freiheit des nach Erkenntnis strebenden Menschen ein. Normen begrenzen aber nicht nur das Handeln des Naturwissenschaftlers, sie bestimmen auch Grundannahmen des Forschers und dessen Interpretation. In Normen drückt sich unsere Weltsicht aus.

Wissen entsteht auf der Grundlage vorangegangenen Wissens. Dabei spielt es keine Rolle, ob dieses Vorwissen auf einem Irrtum beruht oder nicht. Die wissenschaftliche Gemeinschaft sorgt dafür, dass Überzeugungen Einzelner kritisch hinterfragt werden. Wissenschaft ist ein Unternehmen vieler.

Gehen ethische Argumentationen klassischer Weise von der individuellen Verantwortung des Wissenschaftlers aus, so fordern neuere Ansätze, die kollektiven Strukturen des wissenschaftlichen Handelns zu berücksichtigen. Diese betreffen nicht nur die Wissenschaftler, sondern jeden Menschen. Jeder einzelne bestimmt, welchen Raum er dem Umgang mit Wissen zuerkennt.

Verantwortung im Umgang mit Wissen orientiert sich daran, dass sie sich des Modellcharakters von wissenschaftlichen Erkenntnissen bewusst ist und ihre eigenen Grenzen wahrnimmt, wenn es darum geht, aus diesen Modellen Schlüsse zu ziehen und diese auf die so genannte Realität anzuwenden.

Vortrag
 31. März 2006, Kathedralforum Dresden

WUNDER DES LEBENS

Gentechnologie ist ein Stichwort, bei dem die Emotionen nicht auf sich warten lassen. Große Erwartungen und Befürchtungen stehen im Raum, wenn es um die „Bausteine des Lebens“ geht.

Gentechnik steht als Begriff für ein faszinierendes Forschungsfeld, für pharmakologische Wachstumsbranchen und für Vorstöße in gefährliches, verbotenes Gelände. Zukunftsbilder künden zum einen vom Sieg über Hunger und unheilbare Krankheiten und zum anderen von Schreckensvisionen mit entfesselten Gen-Forschern.

Will man sich dem Thema rational nähern, bedarf es vor allem der Kunst der Unterscheidung. Diese beginnt mit der Trennung der so genannten grünen und der so genannten roten Gentechnik, also der Bereiche der Forschung, Zucht und Optimierung von Pflanzen und der Forschung, Diagnostik und Therapie am Menschen oder am Tiermodell.

Der Vortrag will zunächst die Frage präzisieren: Was genau ist Gentechnik? Welchem naturwissenschaftlichen Modell entstammt sie? Wo wird sie heute eingesetzt und was sind ihre Perspektiven? Wo genau ergeben sich moralische Fragen und welche Antworten lassen sich darauf finden? Diese Felder sollen beispielhaft am Zusammenhang der Blutstammzelltransplantation mit gentechnisch-pharmakologischer Unterstützung einerseits und der Erforschung von Zellen und Geweben, wie z.B. der umstrittenen embryonalen Stammzellen, andererseits beleuchtet werden.

Vortrag
 12. April 2006, 20 Uhr, Novalisforum Freiberg

KRITISCHE AUFBEARBEITUNG DER DDR

Die Aufarbeitung der DDR ist sowohl in großen Teilen der Öffentlichkeit als auch in der etablierten Wissenschaft von Anfang an mit der Absicht betrieben worden, das System des DDR-Sozialismus normativ abzuwerten. Dieser Delegitimierungsansatz war zunächst in dem Sinne berechtigt und notwendig, als es nach 1989 wesentlich darum ging, die Vergangenheit und die geistige Hinterlassenschaft des diktatorischen Sozialismus aufzuarbeiten, seine Insuffizienzen, Verfehlungen und Verbrechen zu benennen und den Opfern, soweit wie möglich, Genugtuung und Wiedergutmachung zu verschaffen. Allerdings ist ein solcher Denk- und Forschungsansatz zweischneidig. Er ist mit Risiken und Nebenwirkungen verbunden, die man sich bewusst machen sollte.

Vortrag
 6. April 2006, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

VITA ACTIVA

In Königsberg aufgewachsen, macht die 1906 geborene Jüdin Hannah Arendt schon als Schulkinder Erfahrungen mit dem Antisemitismus. Als junge Philosophiestudentin studiert sie bei Martin Heidegger in Marburg und wird seine Geliebte. Nach Übernahme der Macht in Deutschland durch die Nazis muss sie das Schicksal einer deutschen Jüdin leben: sie verlässt Deutschland. Im New Yorker Exil und an der Universität von Chicago schreibt sie ihre wichtigsten Bücher und Artikel. Hannah Arendt blieb immer eine unbequeme und umstrittene politische Denkerin.

In ihrer Schrift „Vita activa oder vom tätigen Leben“ unterscheidet sie drei Typen menschlicher Aktivi-

tät: die Arbeit, das Herstellen und das Handeln. Arendt analysiert, dass in der modernen Massengesellschaft die Arbeit zu Lasten des politischen Handelns überhöht wird. Nur im verantwortlichen Handeln ist Sinn erlebbar. „Handelnd und vertrauensvoll offenbaren die Menschen jeweils, wer sie sind.“ Hannah Arendt, die 1975 starb, hat sich handelnd und sprechend offenbart: als leidenschaftliche, selbständige Denkerin. Sie brachte immer zum Ausdruck, dass wir Menschen in einer Spannung leben zwischen Philosophie und Politik, nämlich zwischen dem Menschen, insofern er ein philosophierendes, und dem Menschen, insofern er ein handelndes Wesen ist. Wir stehen nicht neutral der Politik gegenüber. Als Handelnde müssen wir uns aktiv mit der Wirklichkeit auseinandersetzen. Das Philosophieren hat Grenzen.

Hat die Neuzeit den Gemeinsinn, den Sinn für die Erstrangigkeit des Politischen entthront? Findet der Mensch im bloßen Arbeits- und Konsumvorgang sein Genügen? Hannah Arendt macht darauf aufmerksam, dass in den Tätigkeitsformen von Arbeiten und Herstellen das spezifisch Menschliche verloren geht: das Miteinander-Reden und -Handeln. Es geht ihr darum, dass wir unsere Welt gestalten und die Freiheit zum Handeln bewahren. Ist Arendt noch aktuell?

Vortrag
21. Juni 2006, Kathedralforum Dresden

HEINRICH HEINES RELIGIÖSE REVOLTE

Hinter Heinrich Heines ambivalenter, zwischen Demut und Auflehnung oszillierender Gottesbeziehung verbirgt sich eine ausgeklügelte, den traditionellen Gottesglauben von Grund auf erneuernde Strategie. Tatsächlich hat Heine in seinen Schriften zwischen 1825 und 1848 eine religiöse Revolte angezettelt, die Friedrich Nietzsches Generalangriff gegen das Christentum in Grundzügen bereits antizipiert. Heine versucht nicht nur, das jüdisch-christliche Gottesbild zu stürzen, sondern – synchron dazu – auch ein neues „dionysisches“ Zeitalter der Selbstvergöttlichung auszurufen. Doch was sich gedanklich so leicht ins Werk setzen ließ, die Erhebung des Menschen zu Gott, das wurde durch die Physis Heines auf grausame Weise durchkreuzt. Es war die „conditio humana“ des kranken Heine, die seine hybriden Allmachtsphantasien als unreal entlarvte und den vermessenen Selbstgott auf sein allzumenschliches Maß zurückführte. In seinen letzten Lebensjahren wandelt sich Heine vom heidnischen Menschen-gott zum armen, kranken Juden, vom Stifter üppiger Tafelfreuden zum bettlägerigen Hungerleider, vom Gottesmörder zum Beter. Trotz dieser radikalen Umkehr bleibt sein rebellisches Naturell in seinem Kern ungebrochen. Heine bejaht zwar jetzt Gott als letzte Sinninstanz menschlicher Existenz, verbindet diese Zustimmung aber mit der beißen-den, den Gottesbegriff zersetzenden Frage nach der Theodizee. In anderen Worten: Er bleibt der Unbehauste im Hause Gottes, der Blasphemiker unter den Gottgläubigen, der subversive Hofnarr im Reiche des Herrn.

Vortrag
7. Juni 2006, 19.30 Uhr, Leibnizforum Leipzig
8. Juni 2006, 20 Uhr, Novalisforum Freiberg

FIN LEICHTERER GOTT?

Mit unvergleichlichem Schwung eroberte vor 35 Jahren ein junges britisches Autorenduo erst die Lautsprecherboxen und dann die Bühnen der Welt. Ihr Werk: Jesus Christ Superstar.

Das Pop-/Rockspektakel über die Passion Jesu entwickelte sich rasant zum Hit, dessen Bühnenversion im Londoner Westend über viele Jahre zum Wallfahrtsziel wurde. Längst ist Superstar ein Mythos, der für das müde gewordene Musicalgenre zum Katalysator und manchem Zeitgenossen zur Signatur einer anderen, aufgeschlossenen Kirche wurde.

Nun stellt die Staatsoperette Dresden ihre Lesart dieses so gar nicht angegrauten Klassikers vor. Die Katholische Akademie nimmt die Neuinszenierung zum Anlass, hinter den Mythos und die Legenden von Superstar zu schauen. Wie kam es eigentlich zu Superstar? Welche Aussagen wollten Tim Rice (Textautor) und Andrew Lloyd Webber (Musik) mit ihrem Stück machen? Und wie erklärt sich der starke Einfluss, den solch ein Stück im Spannungsfeld von Rockoper, Passionsdarstellung und Mythos auf die persönliche Spiritualität nehmen kann?

Matinée zur Premiere
2. April 2006, 10.30 Uhr, Staatsoperette Dresden
Vortrag
31. Mai 2006, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

STRAFE – SCHULD – VERGEBUNG

»Dead Man Walking« rufen Wächter und Insassen in amerikanischen Gefängnissen, wenn ein Todeskandidat den Weg zum Hinrichtungsraum antritt. Wie der gleichnamige, mehrfach preisgekrönte Film basiert die Oper auf den Erlebnissen der katholischen Nonne Schwester Helen Prejean, die mehreren Verurteilten bis zur Hinrichtung geistlichen Beistand geleistet hat.

Ohne zu ahnen, worauf sie sich einlässt, beginnt Schwester Helen einen Briefkontakt mit Joseph de Rocher, einem Mörder zweier Jugendlicher, und gerät so in eine Zerreißprobe, die ihren Glauben und damit den gesamten Weltentwurf in Frage stellt. Dem brutalen Tod der Opfer und durch nichts zu lindernden Leid ihrer Familien gegenüber steht die Entdeckung der menschlichen Seiten des Mörders und die Konfrontation mit dem Zynismus der Hinrichtungsprozedur. Am Ende eines quälenden Erkenntnisprozesses übernimmt de Rocher die Verantwortung für sein Tun.

Neben der Diskussion um die Berechtigung der Todesstrafe wirft das Werk Fragen nach dem Umgang mit Schuld und Strafe, Rache und Vergebung auf – Fragen, denen sich Schwester Helen Prejean im Gespräch mit Bischof Joachim Reinelt stellt.

Vortrag
28. März 2006, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden
Podiumsgespräch
12. April 2006, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden
Premiere Dead Man Walking
7. Mai 2006, 18 Uhr, Semperoper

AKTION UND KONTEMPLATION

Handeln und Nichthandeln, Aktion (Tun) und Kontemplation (Schauen) stehen geistes- und religionsgeschichtlich in einem Spannungsverhältnis. Klassisch wurde zwischen *vita activa* und *vita contemplativa* unterschieden. Die kontemplative Lebensweise hat man bis zum Beginn der Neuzeit als höherwertig betrachtet. Gleichzeitig gab es immer gegenläufige Ansätze, Aktion und Kontemplation, Politik und Mystik zu verbinden. Letztlich geht es um eine Lebenskunst, die dieses Spannungsfeld gestaltet. Eine besondere Rolle spielt dabei geschichtlich gesehen das Christentum. Über mehr als anderthalb Jahrtausende hat es Wegmarken im Umgang mit dieser Lebensfrage gesetzt. Schon von der Bibel her ergeben sich kräftige Impulse, etwa im Blick auf das Hören und das Tun des göttlichen Wortes in den Psalmen. Im Neuen Testament stellen bestimmte Gleichnisse Jesu vor die Herausforderung des guten und richtigen Handelns: „Geh hin und handle ebenso!“ Die biblischen Impulse haben zusammen mit Elementen antiker Philosophie eine reiche Wirkungsgeschichte initiiert. Bedeutende Vertreter christlicher Mystik wie Hildegard von Bingen oder Meister Eckhardt legten zur Lebenskunst im Spannungsfeld von Aktion und Kontemplation maßgebliche Beiträge vor, deren aktuelle Relevanz gegenwärtig neu entdeckt wird.

Familienwochenende
7.-9. April 2006, Bischof-Benno-Haus Schmochtitz
Informationen anfordern!

FRANZ XAVER

Das Gespräch der Religionen, ihr friedliches Zusammenleben und das argumentative Ringen um Wahrheit nehmen auf der Agenda des 21. Jahrhunderts einen der ersten Plätze ein. Das liegt zum einen am globalen Wiedererstarken der Religionen. Nicht nur die Weltreligionen wie Christentum und Islam sind dabei wachsende Größen, sondern auch neue religiöse Bewegungen breiten sich in Afrika, Amerika und Asien aus. Dazu kommt weltweit die Instrumentalisierung von Religionen bei politischen oder sozialen Konflikten, ebenso ihre fundamentalistische Auslegung, die ein Suchen nach Sicherheit in einer zunehmend unübersichtlichen Welt signalisiert.

Die Frage nach dem Miteinander der Religionen ist im europäischen Kontext nicht neu; bereits das Mittelalter kannte reale und fiktive Dialoge der Religionen. Im Globalisierungsprozess der frühen Neuzeit jedoch trafen christliche Missionare in Amerika und Asien auf ihnen völlig unbekannte kulturelle und religiöse Welten, die sie in der Regel eurozentrisch bewerteten und nicht selten mit Zwangsmitteln zu bekehren suchten. Doch gab es auch andere Missionare, die vor allem auf das glaubwürdige Zeugnis setzten und friedliche Religionsgespräche führten, bei denen die Kraft der Argumente galt. Zu ihnen gehörte der Jesuitenmissionar Franz Xaver, dessen 500. Geburtstag in diesem Jahr weltweit begangen wird. Von 1540 an wirkte er ein Jahrzehnt im vom Hinduismus bestimmten Südindien, in der muslimisch

weiter S. 14



TU Chemnitz
Eduard-Theodor-Böttcher-Bau, Altes Heizhaus
Straße der Nationen 62, 09111 Chemnitz
www.agricolaforum.de
info@agricolaforum.de

6. April 2006, 20 Uhr (Text S. 14 Sp. 2)
Reden ist besser als Krieg führen
Nikolaus von Kues über den Dialog der Religionen
Dr. Hildegard Gosebrink, München

7.-9. April 2006, *Familienwochenende*
im Bischof-Benno-Haus in Schmochtitz
in Zusammenarbeit mit der
Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung
Lebenshaltung und Weltgestaltung
Zur Spannung von Aktion und Kontemplation
Dr. Hildegard Gosebrink, München
Information anfordern! (Text S. 11 Sp. 3)
Anmeldung schriftlich bis 5. April 2006

4. Mai 2006, 20 Uhr (Text S. 9 Sp. 3)
Das Feuer der Renaissance
Gelehrte und Erfinder
Prof. Dr. Dr. Friedrich Naumann, Chemnitz

1. Juni 2006, 20 Uhr (Text S. 9 Sp. 2)
Go West - Stummfilm und Musik
Frank Fröhlich, Gitarre, Dresden

9.-11. Juni 2006 (Text S. 8)
in der Evangelischen Akademie Meißen
in Zusammenarbeit mit der
Evangelischen Akademie Meißen
Zum Beispiel: Bischof Benno von Meißen
Heilige und Heiligenverehrung damals und heute
Prof. Dr. Otto-Gerhard Oexle, Göttingen
Prof. Dr. Corinna Dahlgrün, Jena
Prof. Dr. Ottmar Fuchs, Tübingen
P. Dr. Albert Sieger OSB, Maria Laach
Information anfordern!



Haus der Kathedrale
Schloßstr. 24, 01067 Dresden
www.kathedralforum.de
info@kathedralforum.de

28. März 2006, 20 Uhr, *Dead Man Walking*
in Zusammenarbeit mit der Semperoper
Das Unverzeihbare verzeihen?
Gerechtigkeit, Moral und Vergebung
Dr. Jan-Heiner Tück, Freiburg (Text S. 11, Sp. 2)

30. März 2006, 20 Uhr (Text S. 10, Sp. 2)
in Zusammenarbeit mit dem
Sächsischen Staatsschauspiel Dresden
Moderne Wissenschaft und Weltgestaltung
Dürrenmatts „Physiker“
und die Verantwortung des Wissenschaftlers
Prof. Dr. Kai Simons, Dresden
Klaus Dieter Kirst, Regisseur, Dresden

2. April 2006, 10.30 Uhr (Text S. 11, Sp. 2)
in der Staatsoperette, Pirnaer Landstraße 131
in Zusammenarbeit mit der Staatsoperette Dresden
Matinée zur Premiere
Jesus Christ Superstar
Wolf Widder (Regie), Michael Fuchs (Musikalische Leitung), André Meyer (Dramaturgie)
Dirk Zöllner (Hauptdarsteller)

4. April 2006, 19.30 Uhr, *Ringvorlesung Heimat*
im Stadtmuseum Dresden, Wilsdruffer Straße 2
in Zusammenarbeit mit der Stadt Dresden
Eröffnung der Veranstaltungsreihe (Text S. 4-5)
Kulturbürgermeister Dr. Lutz Vogel, Dresden
Heimat ist Herkunft
Identität und Geschichte
Dr. Werner Barlmeyer, Stadtmuseum Dresden
Bundesinnenminister a.D. Gerhart R. Baum, Köln

6. April 2006, 20 Uhr (Text S. 10, Sp. 3)
in Zusammenarbeit mit dem
Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung
Fünfzehn Jahre Aufarbeitung
der DDR-Vergangenheit - Kritische Anmerkungen
PD Dr. Lothar Fritze, HAI, Dresden

7.-9. April 2006, *Familienwochenende*
im Bischof-Benno-Haus in Schmochtitz
in Zusammenarbeit mit der
Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung
Lebenshaltung und Weltgestaltung
Zur Spannung von Aktion und Kontemplation
Dr. Hildegard Gosebrink, München
Information anfordern! (Text S. 11 Sp. 3)
Anmeldung schriftlich bis 5. April 2006

11. April 2006, 19.30 Uhr, *Ringvorlesung Heimat*
in der Gemäldegalerie Alte Meister, Theaterplatz
Kulturlandschaft Elbtal Dresden und Heimat
Der Canaletto-Blick (Text S. 5)
Prof. Dr. Gerhard Glaser, Heidenau
Sächsischer Landeskonservator a.D.
Dr. Andreas Henning, Dresden
Konservator für italienische Malerei
Gemäldegalerie Alte Meister

12. April 2006, 20 Uhr, *Dead Man Walking*
in Zusammenarbeit mit der Semperoper
Strafe – Schuld – Vergebung (Text S. 10, Sp. 2)
Sr. Helen Prejean, USA
Bischof Joachim Reinelt, Bistum Dresden-Meißen

18. April 2006, 19.30 Uhr, *Ringvorlesung Heimat*
in der Kathedrale (Hofkirche), Schlossplatz
Konfession als Heimat (Text S. 5)
Altbischof Dr. Johannes Hempel, Dresden
Bischof Joachim Reinelt, Bistum Dresden-Meißen

22./23. April 2006, *Kulturveranstaltung Heimat*
Filmvorführungen und Podiumsgespräch
im UFA-Palast Dresden, Petersburger Straße
Heimat III
mit Edgar Reitz, München, Regisseur
und Dr. Karen Joisten, Rüsselsheim, Philosophin
Programm anfordern! (Text S. 4)
Beginn der Filmvorführungen: 22.4., 17.30 Uhr
Eintritt für alle sechs Filme: 15€
Kartenvorverkauf:
UFA-Palast Dresden, St. Petersburger Straße
St. Benno-Buchhandlung, Schloßstr. 24

25. April 2006, 19.30 Uhr, *Ringvorlesung Heimat*
im Kulturthaus, Königstraße 15 (Text S. 5)
Diktatur als Heimat
PD Dr. Thomas Schaarschmidt, Potsdam
Zentrum für zeitgeschichtliche Forschung
Prof. Dr. Hermann Glaser, Nürnberg
Kulturdezernent a.D.

2. Mai 2006, 19.30 Uhr, *Ringvorlesung Heimat*
im Lapidarium (ehemalige Zionskirche)
Hohe Str. 24-26 und im Pfarsaal der Kirche St.
Paulus, Bernhardstr. 42 (Text S. 5)
Orte der Vertrautheit
Dr. Dieter Hoffmann-Axthelm, Berlin
Bernd Trommler, Dresden
Amt für Kultur und Denkmalschutz

4. Mai 2006, 20 Uhr, *Woche für das Leben* (Text S. 18)
Krankheiten und Behinderung im Kindesalter
Was bedeutet dies für das Kind und seine Familie?
Dr. Christoph Kretzschmar, Dresden
Chefarzt des Sozialpädiatrischen Zentrums
Klinikum Dresden-Neustadt

9. Mai 2006, 19.30 Uhr, *Ringvorlesung Heimat*
im Residenzschloss, Eingang Sophienstraße
Hans-Nadler-Saal (1. OG) (Text S. 5)
Beheimatung in der Kunst
Prof. Dr. Martin Roth, Dresden
Generaldirektor der Staatlichen Kunstsammlungen
Jürgen Engert, Berlin, Korrespondent

11. Mai 2006, 20 Uhr (Text S. 11)
Die Entdeckung des Anderen
Interreligiöse und interkulturelle Impulse
bei Franz Xaver SJ
Prof. Dr. Michael Sievernich SJ, Universität Mainz

13. Mai 2006, 16-18 Uhr, *Stadtführung*
Treffpunkt: Torhäuser Schloss Albrechtsberg
Bautzner Straße 130
„Durch die Parks der drei Albrechtsschlösser“
Peter Weidenhagen, igeltour Dresden

April							Mai							Juni										
Woche	M	D	M	D	F	S	So	Woche	M	D	M	D	F	S	So	Woche	M	D	M	D	F	S	So	
14						1	2	19	1	2	3	4	5	6	7	24					1	2	3	4
15	3	4	5	6	7	8	9	20	8	9	10	11	12	13	14	25	5	6	7	8	9	10	11	
16	10	11	12	13	14	15	16	21	15	16	17	18	19	20	21	26	12	13	14	15	16	17	18	
17	17	18	19	20	21	22	23	22	22	23	24	25	26	27	28	27	19	20	21	22	23	24	25	
18	24	25	26	27	28	29	30	23	29	30	31					28	26	27	28	29	30			

16. Mai 2006, 19.30 Uhr, Ringvorlesung Heimat in der Palucca Schule Dresden, „Grüner Saal“ Basteiplatz 4 (Text S. 5)

Heimat & Modernität

Prof. Enno Markwart, Dresden
Rektor der Palucca Schule Dresden
Holk Freytag, Dresden
Intendant des Sächsischen Staatsschauspiels

19. Mai 2006, 19 Uhr, Kulturveranstaltung Heimat im Schloß Albrechtsberg, Bautzner Straße 130

‘Le Tambourin’ (Text S. 9, Sp. 2)

Hofballtänze des Residenzschlosses um 1770

Dresdner Hof Tanz e.V.
Choreographische Rekonstruktion:
Manfred Schnelle, Dresden

Festlicher Ball

Salonstreichercheste Dresden

Eintritt 45€ (incl. Abendessen)

Kartenvorverkauf:

St. Benno-Buchhandlung, Schloßstrasse 24

23. Mai 2006, 19.30 Uhr, Ringvorlesung Heimat Urnenhain Dresden Tolkewitz, Wehlener Straße 15 (altes Krematorium) (Text S. 5)

Letzte Heimat

Rabbinerin Prof. Dr. Eveline Goodman-Thau, Wien
Fritz Roth, Bergisch Gladbach
Bestattungen und Trauerbegleitung

30. Mai 2006, 19.30 Uhr, Ringvorlesung Heimat Lahmann-Sanatorium, Bautzener Landstraße 1-5 und Pfarrkirche St. Hubertus, Am Hochwald 8

Heimat im Leib (Text S. 5)

Dr. Marina Lienert, Dresden
Institut für Geschichte der Medizin, TU Dresden
Dr. Ludger M. Hermanns, Berlin
Klinik für Naturheilkunde
im Immanuelkrankenhaus Berlin

31. Mai 2006, 20 Uhr (Text S. 9, Sp. 2)

in Zusammenarbeit mit der Staatsoperette Dresden

Ein leichterer Gott?

Die Rockoper „Jesus Christ Superstar“ aus theologischer Perspektive

Dr. Peter Hahnen, Düsseldorf

1. Juni 2006, 20 Uhr (Text S. 14, Sp. 1)

in Zusammenarbeit mit der
Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung
Eine Lebensform für das Diesseits
Epikur und seine Jünger

Prof. Dr. Michael Erler, Universität Würzburg

7. Juni 2006, 19.30 Uhr, Ringvorlesung Heimat

im Rathaus, Festsaal, Eingang Goldene Pforte

Dr.-Külz-Ring 19 (Text S. 5)

Mythos Dresden

Prof. Dr. Heinrich Magirius, Radebeul
Landeskonservator a.D.

Prof. Dr. Günter Blobel, New York

Friends of Dresden

9.-11. Juni 2006, Tagung (Text S.8)

in der Evangelischen Akademie Meißen

in Zusammenarbeit mit der

Evangelischen Akademie Meißen

Zum Beispiel: Bischof Benno von Meißen

Heilige und Heiligenverehrung damals und heute

Prof. Dr. Otto-Gerhard Oexle, Göttingen

Prof. Dr. Corinna Dahlgrün, Jena;

Prof. Dr. Ottmar Fuchs, Tübingen

P. Dr. Albert Sieger OSB, Maria Laach; u.a.

Information anfordern!

13. Juni 2006, 19.30 Uhr, Ringvorlesung Heimat im Deutschen Hygiene-Museum Dresden

Lingnerplatz 1 (Text S. 5)

Die fremde Heimat

PD Dr. Karen Joisten, Rüsselsheim, Philosophin
Fritz Gericke, Köln, Buchautor

17. Juni 2006, 15 Uhr (Text S. 9, Sp. 3)

Wahrheit und Wahrhaftigkeit?

Leben im Spannungsfeld zwischen

Naturwissenschaft und Glaube

Pfarrer Dr. Michael Ulrich, Bautzen

20. Juni 2006, 19.30 Uhr, Ringvorlesung Heimat

in der Bienert-Mühle, Altplauen 19, 01187 Dresden

Bienert, Pfund und Phaeton (Text S. 5)

Verantwortung für die Heimat

Prinz Alexander von Sachsen, Dresden

Dr. Bernhard Freiherr von Loeffelholz, Radebeul

Präsident des Sächsischen Kultursenats

21. Juni 2006, 20 Uhr (Text S. 10, Sp. 3)

Was ist Politik?

Hannah Arendt über Sinn und Ort des Politischen

Prof. Dr. Hans Vorländer, TU Dresden

22. Juni 2006, Kulturveranstaltung Heimat

Treffpunkt: Mitte Fürstenzug (Text S. 9, Sp. 2)

17.50 Uhr Glockenläuten Frauenkirche, Hofkirche

18.00 Uhr, Führungen durch die Glockentürme

Frauenkirche, Hofkirche, Kreuzkirche

Dr. Rainer Thümmel, Sebastian Ruffert, Christian

Schumann, Dresden

Teilnahme nur mit Eintrittskarte!

Eintritt 3€

Haus der Kathedrale, Schlossstrasse 24

20 Uhr Vom Klang der Welt

Hakim Ludin, Percussion, Afghanistan

Jantje Janßen, Sprecherin, Karlsruhe

Eintritt 8€

Kartenvorverkauf:

St. Benno-Buchhandlung, Schloßstrasse 24

24. Juni 2006, 16-18 Uhr, Stadtführung

Treffpunkt: Eingang Parkhotel

Haltestelle Plattleite (Straßenbahnlinie 11)

„Der Weiße Hirsch - Im Villenviertel zwischen

Lahmann und Ardenne“

Michael Böttger, igeltour Dresden

27. Juni 2006, 19.30 Uhr, Ringvorlesung Heimat

in der Stadtbibliothek, World Trade Center

Ammonstraße 74 (Text S. 5)

Heimat der Kindheit

Prof. Dr. Klaus Stiebert, Dresden

Literaturwissenschaftler

Prof. Dr. Michael Albus, Heidesheim

Journalist, ehemaliger Leiter der Redaktion

„Kinder, Jugend und Familie“ beim ZDF

29. Juni 2006, 20 Uhr, Lesung

Heimat

Thomas Rosenlöcher, Dresden, Schriftsteller



Leipziger Stadtbibliothek
Wilhelm-Leuschner-Platz 10/11, 04107 Leipzig
www.leibnizforum-leipzig.de
info@leibnizforum-leipzig.de

5. April 2006, 19.30 Uhr (Text S. 14 Sp. 2)

Reden ist besser als Krieg führen

Nikolaus von Kues über den Dialog der Religionen

Dr. Hildegard Gosebrink, München

7.-9. April 2006, Familienwochenende

Lebenshaltung und Weltgestaltung

Zur Spannung von Aktion und Kontemplation

s. Agricolaforum, (Text S. 11 Sp. 3)

3. Mai 2006, 19.30 Uhr (Text S. 10, Sp. 1)

Menschenwürdig Sterben

Prof. Dr. Dr. Ortrun Riha, Universität Leipzig

7. Juni 2006, 19.30 Uhr (Text S. 11, Sp. 1)

Heinrich Heines religiöse Revolte

PD Dr. Christoph Bartscherer, Universität Heidelberg

9.-11. Juni 2006, in der Ev. Akademie Meißen

Zum Beispiel: Bischof Benno von Meißen

Heilige und Heiligenverehrung damals und heute

s. Agricolaforum (Text S. 8)



TU Bergakademie Freiberg
Institut für Mineralogie, Abraham-Gottlob-Werner-Bau
Brennhausgasse 14, 09599 Freiberg
www.novalisforum.de
info@novalisforum.de

7.-9. April 2006, Familienwochenende

Lebenshaltung und Weltgestaltung

Zur Spannung von Aktion und Kontemplation

s. Agricolaforum, (Text S. 11 Sp. 3)

12. April 2006, 20 Uhr (Text S. 10, Sp. 2)

Gene, Technik und das Wunder des Lebens

Biomedizinische Perspektiven und ihre

moralischen Herausforderungen

Dr. Ulrich Braun, Dresden

wissenschaftlicher Mitarbeiter, TU Dresden

3. Mai 2006, 20 Uhr (Text S. 14, Sp. 2)

Der Tod hält mich wach.

Krankheit, Sterben und Tod als

Herausforderung christlichen Glaubens

Matthias Mader, Krankenhausseelsorger

Marienkrankenhaus Dresden

8. Juni 2006, 20 Uhr (Text S. 11, Sp. 1)

Heinrich Heines religiöse Revolte

PD Dr. Christoph Bartscherer, Universität Heidelberg

9.-11. Juni 2006, in der Ev. Akademie Meißen

Zum Beispiel: Bischof Benno von Meißen

Heilige und Heiligenverehrung damals und heute

s. Agricolaforum (Text S. 8)

Veranstaltungen ohne Ortsangabe
finden in den jeweiligen Foren statt!

beeinflussten indonesischen Inselwelt und im von buddhistischen Schulen geprägten Japan. In dieser Begegnung mit fremden Welten musste er selbst lernen, den kulturell und religiös Anderen zu entdecken. Was Franz Xaver erstmals praktisch einübte, setzt inspirierende Impulse gerade auch für den gegenwärtigen, derzeit so spannungsreichen interkulturellen und interreligiösen Dialog.

Vortrag
11. Mai 2006, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

EPIKUR

Epikur (341-270 v. Chr.) gründete in Athen eine eigene Schule, die durch das gemeinsame Leben (den „Garten Epikurs“), das in ihr herrschte, bekannt wurde. Seine Schriften beziehen sich vor allem auf eine bestimmte Weise der Lebenskunst. Epikur vertritt die Meinung, dass sinnliche Wahrnehmungen nur über unsere eigenen Zustände und Gefühle Aufschluss geben, nicht aber über deren Ursache. Diese entzieht sich der menschlichen Erkenntnis. Wahrheit macht sich daher immer nur in subjektiven Empfindungen kund. Da die menschliche Erkenntnis auf die eigenen Empfindungen beschränkt ist, und diese lediglich nach Lust und Unlust beurteilt werden können, ist die Glückseligkeit des Menschen und das Ziel jedes Verlangens, sich von Unlust zu befreien. Lust ist das einzig Erstrebenswerte. Alles, was Lust verschafft, ist gut, und alles, was mit Unlust verbunden ist, ist schlecht.

Da für Epikur alles, was wirklich existiert, entweder durch die sinnliche Wahrnehmung nachgewiesen oder aber an dieser gemessen werden muss, verwirft er die Annahme einer wie auch immer gearteten geistigen Substanz. Der Körper ist die einzig leidende und tätige Substanz, welche dem leeren Raum, der unkörperlichen Natur gegenübersteht. Für Epikur existieren nur die materiellen Dinge: Das All ist ein fortreibender Strom von Stoff und Bewegung. Antworten auf die Sinnfrage lassen sich von diesem nicht ableiten. So spielen in diesem Weltbild die Götter keine Rolle, im Gegenteil, sie bedrohen nur den Seelenfrieden. Dem epikureischen Materialismus entspricht somit ein praktischer Atheismus, der die Unwirksamkeit der Götter konstatiert und von da zum Nächstliegenden, dem Menschen, übergeht.

Die Maxime individuellen, politikfernen Glücksstrebens des antiken Philosophen erweist sich als überraschend aktuell, sie spiegelt sich in vielen Zügen gängiger Lebenskonzepte wider. Schon in der Antike wurde sie äußerst kontrovers diskutiert, für uns kann sie Anlass einer kritischen Selbstreflexion sein.

Vortrag
1. Juni 2006, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

NIKOLAUS VON KUES

1453 erobern die Osmanen Konstantinopel. Ein Kulturschock erfasst Europa; im christlichen Abendland wächst die Angst vor dem Islam. Vor diesem Hintergrund verfasst der katholische Kardinal und Philosoph Nikolaus von Kues (1401-1464)

seine Schrift „Vom Frieden im Glauben“. Darin inszeniert er ein fiktives Gespräch im Himmel, ein utopisches Konzil der Weisen aller Länder, bei dem Vertreter der verschiedenen Religionen und Nationen ihre Gemeinsamkeiten und Friedenspotentiale entdecken. Er interpretiert dabei die umstrittenen Positionen als Gegensätze eines rechnenden und vergleichenden Verstandesdenkens und schlägt zu ihrer Überwindung den Weg einer philosophisch vermittelten Mystik vor. Dieses Werk des Nikolaus von Kues hat wegen seines philosophisch-theologischen Niveaus und seiner auf argumentative Vermittlung bedachten Ausrichtung immer besondere Aufmerksamkeit erfahren. Verstärkt beachtet wird es seit einiger Zeit im Kontext der bedrängenden Fragen nach interreligiösem und interkulturellem Dialog.

Vorträge
5. April 2006, 19.30 Uhr, Leibnizforum Leipzig
6. April 2006, 20 Uhr, Agricolaforum Chemnitz

DER TOD HÄLT MICH WACH.

In mehreren deutschen Museen laufen derzeit Gedenkausstellungen für Joseph Beuys, der vor zwei Jahren starb: einer der eigenwilligsten und umstrittensten Künstler unserer Zeit. Seine Frau sagt von ihm, er sei ein Leben lang gestorben, aber immer sehr lebendig gewesen. Von ihm stammt nicht nur das bekannte Diktum „Jeder Mensch ist ein Künstler“, sondern auch jenes Wort, das die Münchner Pinakothek zum Programmwort ihrer aktuellen Beuys-Ausstellung wählte: „Der Tod hält mich wach.“

Der Tod – der unausweichlich bevorstehende eigene und der meines Nächsten – hat die Menschen zu allen Zeiten beschäftigt, aber auch zu künstlerischem Ausdruck inspiriert. Heute erfährt die persönliche wie öffentliche Beschäftigung mit Sterben und Tod wieder einen starken Auftrieb. Sterbebegleitung gilt als Gebot der Stunde – gerade in einer Zeit, die das Sterben wieder aus der Tabuzone gesellschaftlicher Wahrnehmung herausführen möchte. Wohl auch deshalb wird seit mehreren Jahren so engagiert über eine gesetzliche Regelung von Sterbehilfe und Euthanasie debattiert, eine rechtliche und ethische Grundsatzdiskussion, die derzeit am Thema Patientenverfügung abgehandelt wird.

Der Referent war als katholischer Krankenhaus-seelsorger in den letzten Jahren auch auf einer Palliativstation tätig. Er berichtet von seinen Erfahrungen aus der Begleitung Schwerstkranker und Sterbender auf dieser Station und beleuchtet dabei auch den ethischen Aspekt des Themas. So wird deutlich, dass der christliche Glaube als gelebte Praxis sehr viel zu einer heute notwendigen „Kunst des heilsamen Lebens und Sterbens“ beitragen kann, die dem Einzelnen an Leib und Seele gerecht wird und zur Humanisierung der heutigen Gesellschaft beiträgt.

Vortrag
3. Mai 2006, 20 Uhr, Novalisforum Freiburg

■ Eines der Hauptmerkmale des gegenwärtigen Lebensstils eines bedeutenden Teils unserer in Wohlstand lebenden Menschen scheint die Beschäftigung mit dem eigenen Körper zu sein. Diese „körperliche“ Beschäftigung hat nicht nur eine ganze Medien-, Schönheits- und Gesundheitsindustrie hervorgebracht; vielmehr tendiert sie auch dazu, Bedürfnisse zu befriedigen, denen traditionelle religiöse oder bildungsbürgerliche Institutionen wie Kirche und Museum immer weniger gerecht werden. Das sind die Bedürfnisse nach Ganzheit, Schönheit und Heil. Der Körper ist als Markt entdeckt worden und dieser Markt hat Konjunktur. Gerade weil der Körper immer schlanker werden soll, wurde er zu einer regelrechten Wachstumsbranche. Heute ist der Körper zum Statuszeichen geworden. Jung, schön und fit wollen – und sollen – Menschen (fast) jeden Lebensalters sein. Ist der Mensch jung, schön und fit, dann ist sein Körper auch „gut“, ansonsten ist er „schlecht“.

Das alles bedeutet, dass ein wesentlicher und neuer Schritt in der Deutung von Körperlichkeit vollzogen wurde. Körperlichkeit ist nicht einfach „da“, sondern sie ist gut oder schlecht, gelungen oder misslungen. Der Körper ist nicht mehr einfach Schicksal; er scheint vielmehr das Ergebnis von Handlungen. Ziel dieser Handlungen ist ein perfektes Körper-Design, das sich für Männerkörper und Frauenkörper unterschiedlich darstellt.

Die tendenziell männliche Frage ist die Frage nach dem funktionierenden Körper. Sie ist zugleich eine Aufforderung: Der Körper muss funktionieren. Er muss zuverlässig sein, immer sich selbst gleich, immer stark und potent. Damit gleicht sich das Körper-Bild immer mehr einer Maschine an: Bei Bedarf müssen beide, Körper und Maschine, umstandslos zu reparieren sein. Damit wird jedes Nicht-Funktionieren, jede Gebrechlichkeit, jedes Nicht-Stark-, Nicht-Potentsein bis hin zur Anfrage an den ‚Wert‘ eines ‚solchen‘ Lebens zunehmend inakzeptabel.

Die tendenziell weibliche Frage ist die Frage nach dem Aussehen des Körpers. Frauenkörper müssen vor allem schlank sein. Je mehr die öffentlichen Körperbilder auf dem Schlanksein des Frauenkörpers bestehen, desto deutlicher wird weibliches Fett, jahrhundertlang Zeichen der Erotik und weiblicher Sexualität, in den westlichen Industrienationen zu einem moralischen Thema. Weibliches Fett wird mit Schmutz assoziiert. Im Kampf um Reinheit, der bislang in der Seele und im Haus stattfand, werden die Schuldgefühle nun auf den Körper verlagert. Die Folgen – epidemische Essstörungen, der enorme Zuwachs der Schönheitschirurgie –, denen die individuelle Verzweigung über den

eigenen, eigenwilligen, unpassenden Körper zugrunde liegt, sind gravierend.

Das Körper-Projekt von Funktion und Ästhetik hat inzwischen seine geschlechtsspezifische Eindeutigkeit verloren. Auch Männerkörper sind vielfältigen Ästhetisierungen unterworfen, während in den Utopien der Biomedizin Ästhetik und Funktion eng verklammert sind. Der Körper-Kult aber, der den Körper als Götzen vorstellt, den man anbetet und dem man opfert, schlägt um in Körper-Verachtung oder sogar Körper-Hass, denn der Körper wird nie der normierten Ästhetik entsprechen und er wird als fehlbarer und sterblicher nie die erhofften Standards des Funktionierens erreichen. So deklariert der Körperkult den Körper, wie er ist, letztlich zum handicap: Körper als Behinderung.

Die Scham, im Leibe zu sein, ein Diktum, mit dem der heidnische Philosoph Plotin gekennzeichnet wurde, ist tief in die Geschichte des Christentums eingeschrieben. Dieser Scham, im Leibe zu sein, liegt die Botschaft des Vorrangs der Seele vor dem Leib, des Geistes vor der Materie zugrunde, die das Christentum zutiefst geprägt hat, als es sich zur Zeit Plotins innerhalb der griechisch-römischen Welt konstituierte. Für den Kirchenvater Gregor von Nyssa wird der Leib im Symbol des Tierfells gedacht. In seiner Deutung der Sündenfallgeschichte, in der Adam und Eva nach dem Fall „Kleider aus Tierfellen“ anziehen, steht dieses „Tierfell“ für alles, was den menschlichen Leib als geborenen, wachsenden, hungrigen, durstigen, Nähe und Sexualität suchenden, hilflosen und sterblichen Leib ausmacht. Nur durch Unterdrückung der leiblichen Bedürfnisse kann die Seele leben, die zur Bestrafung an den Körper gefesselt ist (Origenes).

Diese Urangst vor der Triebstruktur des Menschen, in der die Sünde verkörpert ist, hat fromme Praktiken hervorgebracht: Fasten, Selbstgeißelungen, Praktiken der Abtötung, die gegen den Körper und dessen eigenwillige Begierden gerichtet sind. Nun gibt

es zeitgenössische Praktiken, die wir lediglich anders nennen: Nicht mehr Fasten, sondern Diät; nicht mehr Selbstqual, sondern Fitness. Der Stellenwert des Körpers scheint aber ein ähnlicher zu sein: Auch im modernen säkularen Körper-Kult gilt der natürliche, fehlerhafte, alternde und auch begehrliche Körper als ein Objekt der Verachtung, als Gegner im Kampf. Es ist kein Kampf mehr um das Leben der Seele, sondern um den neuen, quasi reinkarnierten Körper, an den sich Hoffnungen knüpfen wie vormals an die Seele.

In dieser Situation erscheint es bitter nötig, an andere christliche Traditionen anzuknüpfen – Traditionen, die die aktuellen Trends der Körperverachtung nicht unterschwellig verstärken, sondern kritisieren und neue Formen des körperlichen Lebens aufzeigen. Dazu gehören Traditionen wie diejenige der biblischen Sprache des Ersten Testaments, für die das Abstrakte im Konkret-Körperlichen verwurzelt ist; narrative Traditionen wie diejenige der Heilungsgeschichten der Evangelien, in denen das Reich Gottes dort aufscheint, wo die kranken, gekränkten Kör-

per der Menschen heil werden; symbolisch-theologische Traditionen wie der Begriff der Inkarnation: Gott wird Mensch – genauer: Gott wird Fleisch.

Wenn wir von diesem Wort den Schleier, den Weichzeichner entfernen, den jahrhundertlanges theologisches und liturgisches Sprechen auf ihm hinterlassen hat, wird mit einmahl deutlich, dass es ein anstößiges Wort ist. Zum einen wird es in eine Zeit hineingesagt, deren Zeitgeist den Geist betonte; zur Zeit Jesu hätte man das Heil sehr viel eher in der Überwindung alles Irdischen, Körperlichen erwartet, in Askese und in Abkehr von der gesamten Materie. Zum anderen ist der Wortgebrauch drastisch: Das Wort wird Fleisch. Die frühe Kirche hat den Inkarnationsbegriff nicht dazu benutzt, um den menschlichen Körper in all seiner Hinfälligkeit aufzuwerten oder gar zu feiern. Die Menschwerdung Gottes gab vielmehr Anstoß zur Arbeit an der Vergöttlichung des Menschen in der energischen Unterdrückung all seiner sinnlichen Bedürftigkeiten – Schlaf, Hunger, Durst, Nähe, Berührung, Sexualität. Vielleicht ist heute in einer spezifischen historischen und kulturellen Situation die Zeit gekommen, in der die Theologie und die große christliche Gemeinde den Inkarnationsbegriff neu für sich lesen, denken und leben kann.

Die frühe Kirche hat den Inkarnationsbegriff nicht dazu benutzt, um den menschlichen Körper in all seiner Hinfälligkeit aufzuwerten oder gar zu feiern. Die Menschwerdung Gottes gab vielmehr Anstoß zur Arbeit an der Vergöttlichung des Menschen in der energischen Unterdrückung all seiner sinnlichen Bedürftigkeiten – Schlaf, Hunger, Durst, Nähe, Berührung, Sexualität. Vielleicht ist heute in einer spezifischen historischen und kulturellen Situation die Zeit gekommen, in der die Theologie und die große christliche Gemeinde den Inkarnationsbegriff neu für sich lesen, denken und leben kann.

Mit einem veränderten Blick auf den untergründigen theologischen Hintergrund des aktuellen Körperkults wäre es auch nicht mehr nötig, die Fitnessstudios zu neuen Tempeln der Selbstverbesserung hochzustilisieren, genauso wenig wie es nötig wäre, die Fragen nach Sünde, Reue, Buße und Auferstehung mit Hilfe von Diätrezepten und Schönheitsmythen zu reaktualisieren. Theologisch gesprochen geschähe dann Erlösung nicht nur nicht über unsere Köpfe, sondern auch nicht über unsere Körper hinweg. Die alte und neue Scham, im Leibe zu sein, könnte dann allmählich bei und in aller Sterblichkeit zu einer Lust werden, Leib selbst zu sein.

Prof. Dr. Regina Ammicht
Quinn, Frankfurt am Main



Gewißheit contra Widerlegung

Zur Philosophie Karl Poppers

■ Karl Raimund Popper wurde am 28. Juli 1902 als 3. Kind des Rechtsanwalts Dr. Simon Siegmund Carl Popper in Wien geboren. Seine Mutter, deren Eltern die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien mitbegründet hatten, war eine begabte Pianistin. Vor der Geburt seiner ältesten Schwester traten die Eltern vom Judentum zum Protestantismus über. Karl Popper wuchs deshalb als getaufter Protestant in einem jüdischen Elternhaus auf, lernte früh lesen und Klavier spielen. Das schlimme menschliche Elend in Wien erweckte bald seine ganze Aufmerksamkeit. Sein Vater, Meister vom Stuhl einer Freimaurer-Loge, betreute ein Heim für elternlose Kinder und einen Asylverein für Obdachlose. Mit 16 Jahren verließ Karl ohne Abschluss die Mittelschule und die elterliche Wohnung, zog in ein Barackenlager, um sozial Schwachen zu helfen, arbeitete zeitweise mit Alfred Adler zusammen, wurde für einige Monate Mitglied der Kommunistischen Partei und lernte von 1920 bis 1922 das Tischlerhandwerk. In dieser Zeit studierte er, nachdem er als Privatschüler die Abiturprüfung abgelegt hatte, Mathematik und Physik an der Universität Wien. 1928 promovierte er bei Karl Bühler mit einer Arbeit „Zur Methodenfrage der Denkpsychologie“, die im Rahmen der Gesammelten Werke Karl Poppers 2006 erstmals veröffentlicht wird, und arbeitete danach als Hauptschullehrer für Mathematik und Physik in Wien. Gleichzeitig diskutierte er mit Mitgliedern des Wiener Kreises, dem er nie angehörte, seine erkenntnistheoretischen Überlegungen. Ende 1934 erschien sein wissenschaftstheoretisches Hauptwerk „Logik der Forschung“, das Popper rasch weltweit bekannt machte. Auch Albert Ein-

stein äußerte sich im November 1935 sehr positiv zu diesem Buch.

Doch Popper wurde wegen seiner jüdischen Herkunft zur Emigration gezwungen und verließ Wien mit seiner Frau Henny Ende 1936, um eine Dozentenstelle für Philosophie am College in Christchurch, Neuseeland, anzutreten. Anfang 1946 kam er nach England und bekleidete von 1949 bis 1969 die Professur für Logik und Wissenschaftstheorie an der London School of Economics and Political Science. Er arbeitete, wenn er nicht gerade einen seiner 20 Ehrendoktorhüte und vielen Preise und Ehrungen entgegennahm, unermüdlich bis zu seinem Tod am 17. September 1994 in Kenley nahe London. Zusammen mit seiner Frau ist er in Wien begraben.

Seine Philosophie speist sich vor allem aus zwei Quellen, die er zu einer neuen Erkenntnistheorie, dem Kritischen Rationalismus, verband. Zum einen aus der Philosophie Immanuel Kants, dem er zeitlebens verbunden blieb, zum anderen aus der Relativitätstheorie Albert Einsteins. Diese beiden Bausteine verknüpfte Popper zum Falsifikationismus, d.h. zu einer Wissenschaftstheorie, die die Methode zur Abgrenzung von wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Aussagen nicht in der Verifikation, sondern in der Falsifikation von Theorien sieht. Der 2500 Jahre alte Anspruch der Wissenschaft auf Sicherheit und Gewissheit kann aufgrund von Poppers Methodologie nicht nur aufgegeben werden, sondern wird ersetzt durch eine Erkenntnistheorie der Widerlegung. Ein einziges, von der Wissenschaft akzeptiertes Gegenbeispiel reicht aus, um eine Theorie

zu falsifizieren. Um ein einfaches Beispiel zu erwähnen: Die Theorie „Alle Schwäne sind weiß“, ist widerlegt, wenn wir einen schwarzen Schwan ausfindig machen. Wissenschaftlicher Erkenntnisfortschritt ist nun nicht mehr auf induktivem Weg, sondern nur noch auf deduktivem Weg möglich, d.h. durch Widerlegungen. Die Methode von Versuch und Irrtum ist deshalb die einzig erfolgreiche Methode des Erkenntnisfortschritts. Popper hat seine Wissenschaftstheorie auf eine Vielzahl anderer Bereiche übertragen, z.B. auf die Musik, die Geschichte oder die Soziologie. Er hat eine objektive und eine evolutionäre Erkenntnistheorie entwickelt und im hohen Alter noch eine Drei-Welten-Theorie erarbeitet.

Als Hitler und die Nationalsozialisten im März 1938 in seine Heimatstadt Wien einmarschierten, entschloss sich Karl Popper in Neuseeland, seine frühen Gedanken über die Geschichte des Historizismus niederzuschreiben. Historizismus ist nach Popper nicht mit Historismus zu verwechseln. Dieser Begriff wurde von ihm erfunden als Synonym für die Ideen von einem gesetzmäßigen Ablauf der Geschichte. In seinem sozialphilosophischen Hauptwerk, den beiden Bänden „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“, zuerst 1945 in englischer Sprache veröffentlicht und seitdem in millionenfacher Auflage in über 26 Sprachen übersetzt, geht er diesen Einflüssen von totalitären Gesellschaftssystemen nach. Im 1. Band zeigt er anhand einer gründlichen Analyse von Platons Schriften, dass dieser bedeutende Denker der Antike ein totalitäres Herrschaftssystem errichten wollte. Im 2. Band geht er den historizistischen

Gedankengängen von Aristoteles, Hegel, aber vor allem von Karl Marx und den Folgen nach. Popper behandelt in diesen Bänden nicht nur diese Denker, sondern er verbindet seine Analyse mit der Erörterung von aktuellen politischen und wissenschaftstheoretischen Fragen und bietet ganz neue Lösungen für eine Vielzahl von Problemen heutiger Demokratien. Der 1. Band endet mit dem Appell: „Wir müssen ins Unbekannte, ins Ungewisse und ins Unsichere weiter schreiten; wir müssen die Vernunft benutzen, die uns gegeben ist, um, so gut wir es eben können, beides zu planen: für Sicherheit und für Freiheit.“

Prof. Dr. Hubert Kiesewetter
Eichstätt



1+1=0, 1 oder 2

Theorien und ihre Interpretation

■ Führende Physiker des 19. Jh. wie C. Maxwell, Lord Kelvin, G. G. Stokes und J. J. Thomson waren überzeugt, dass wichtige wissenschaftliche Entdeckungen nur durch die Konstruktion von Modellen möglich seien. Das Verstehen eines physikalischen Zusammenhanges hing für sie sogar davon ab, ob sich der zu untersuchende Sachverhalt in einem mechanischen Modell darstellen ließe oder nicht. Wissenschaftliches Erklären bedeutete, Modelle zu konstruieren. Jedes (Gedanken)-Modell abstrahiert von der vorliegenden Welt, daran hat sich prinzipiell bis heute nichts geändert. Naturwissenschaften besitzen für die Wirklichkeitsbeschreibung zwei Standbeine: die Beobachtungen der Welt und die mathematische Logik als Handwerkszeug zum „Modellbauen“.

Trotz des Erfolges der Naturwissenschaften erweisen sich aber immer wieder gesicherte Erkenntnisse als fragwürdig und korrekturbedürftig. Die Theorien müssen immer wieder an die Wirklichkeit angepasst werden. Daraus folgt, dass „Richtigkeit“ und „Falschheit“ einer Theorie nur dann bestimmt werden können, wenn sie sich in einen größeren Bezugsrahmen integrieren lassen, der eine widerspruchsfreie Gesamtinterpretation der Wirklichkeit zulässt. Aufgabe der Metaphysik ist es, auf die Unvollständigkeit von Theorien und Beobachtungen hinzuweisen, Ziel der Wissenschaften hingegen, Widersprüche innerhalb unserer Wirklichkeitsvorstellungen zu beseitigen, d.h. unser Gedankengebäude zu harmonisieren und auszuweiten.

Bezüglich des Verhältnisses von Naturbeschreibung und Natur lassen sich drei Haltungen beobachten: die Position der immanenten Gesetze, die Position der aufgezwungenen Gesetze, die z.B. Newton und Descartes vertraten, und die Position der reinen Naturbeschreibung, die der Positivismus vertritt.

Die Lehre von den immanenten Gesetzen behauptet, dass die Ordnung der Natur dem Charakter der natürlichen Dinge entspricht. Kennt man deren Wesen, dann weiß man auch in welcher Beziehung die Dinge untereinander stehen, d.h. enthalten verschiedene Dinge gemeinsame Elemente, dann müssen sie auch identische Relationen zueinander besitzen, die durch Naturgesetze ausgedrückt werden können. Diese Lehre setzt voraus, dass die Dinge miteinander in Beziehung stehen. Das führt dazu, dass die Wissenschaftler wirkliche Erklärungen suchen und nicht unbedingt die einfachste Beschreibungsform ihrer Beobachtungen. Da die Gesetze auf eine große Anzahl verschiedener Strukturen, die geringfügig voneinander abweichen, angewendet werden, besitzen sie nur statistischen Charakter. Die Gesetze

können sich ändern, wenn die Gegenstände sich ändern. Ein sich entwickelndes Universum gehorcht nicht ewigen Gesetzen, die jedes Verhalten bestimmen. Das Wissen von der Zukunft ist begrenzt. Das bedeutet, dass induktives Schließen eingeschränkte Gültigkeit besitzt und dass die Gesetze nur in der begrenzten Umgebung gelten, für die sie aufgestellt wurden. Die Lehre von den immanenten Gesetzen ist nur akzeptabel, wenn man eine einleuchtende metaphysische Lehre von den internen Beziehungen besitzt.

Die Lehre von den aufgezwungenen Gesetzen, von denen sich hauptsächlich die Naturwissenschaftler der klassischen Physik, insbesondere Newton und Descartes, leiten ließen, geht davon aus, dass die Beziehungen zwischen den Dingen rein äußerlicher Natur sind. So sind die Dinge des Universums vollständig voneinander isoliert, sie existieren nur für sich. Beziehungen zu anderen Entitäten werden ihnen von außen quasi aufgezwungen. Diese Lehre benötigt Gott, um Unstimmigkeiten zu beseitigen. Die Natur der Beziehungen lässt sich nicht durch die Analyse der Beziehungsgesetze aufdecken, ebenso wenig, wie sich die Gesetze nicht durch Analyse der Dinge finden lassen.

Die dritte und sehr verbreitete Haltung der Naturbeschreibungen behauptet, dass die Naturgesetze nur stabile Strukturen innerhalb beobachtbarer Folgen von Dingen sind. Naturgesetze sind reine Beschreibungsformen. Dies ist die positivistische Lehre des 20. Jh. Die Position ist attraktiv gegenüber den ersten beiden Lehren, weil sie Metaphysik und Theismus zu vermeiden scheint. Sie geht allerdings davon aus, dass man direkte Kenntnis von der Abfolge der Dinge hat. Naturgesetze sind dann nichts anderes als beobachtbare identische Strukturen innerhalb vergleichbarer Folgen. Ein Naturgesetz sagt damit nur etwas über beobachtete Dinge aus, das ist alles. Aussagen über zukünftige Zustände sind aufgrund dieser Basis nicht möglich. Die Aufgabe der Naturwissenschaften beschränkt sich auf die Suche nach möglichst einfachen Beschreibungen. Jede Frage nach Ursachen und Begründungen ergibt in dieser

Lehre keinen Sinn. Sollten Naturwissenschaften nicht aber auch Quelle des Verstehens der Wirklichkeit sein? Auch die Positivisten behaupten, dass die Erfahrungstatsachen einsichtig und verstehbar sind. „Verstehen“ meint in ihrer Lehre aber nur „Einfachheit der Beschreibung“. Die positivistische Haltung ist Ergebnis der naturwissenschaftlichen Praxis. Allerdings setzt auch sie ein metaphysisches

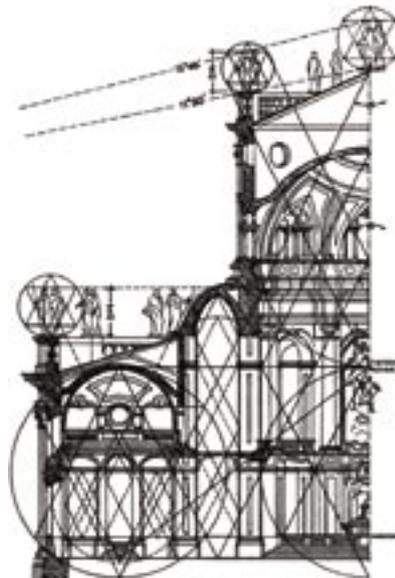
Wirklichkeitsverständnis voraus, das unreflektiert in die Betrachtungen eingeht. Sonst wäre z.B. die Wahrnehmung einer Teilchenbahn, für deren Beschreibung die Vorstellung einer Einheit vorausgesetzt wird, ein unmögliches Unterfangen: Man würde immer nur einzelne Bahnstückchen wahrnehmen, niemals aber eine Teilchenbahn.

Man kann sich den Sachverhalt am Beispiel der einfachen mathematischen Gleichung $1+1=2$ verdeutlichen. Diese Gleichung ist nicht ohne Einschränkungen für die Gesamtwirklichkeit gültig. Sie beinhaltet die Grundannahme, dass

die Wirklichkeit aus isolierten festen Bestandteilen aufgebaut ist, deren Identität bei der Summation erhalten bleibt. Wird dieses Wirklichkeitsverständnis nicht vorausgesetzt, kann auch $1+1=1$ sein, wenn sich z.B. zwei Lichtstrahlen in einem resultierenden vereinigen. Oder es kann auch $1+1=0$ sein – diese Gleichung ist ein Axiom des Dualsystems, dessen Kenntnis notwendige Voraussetzung für den Bau von Computern ist. Jede dieser Gleichungen setzt ein metaphysisches Vorverständnis der Wirklichkeit voraus.

Die Trennung von Naturwissenschaft und Metaphysik hat rein pragmatische Gründe: Über Richtigkeit und Falschheit einer naturwissenschaftlichen Theorie kann man urteilen, über gegensätzliche metaphysische Positionen nicht. Sie lassen sich nicht auflösen. Naturwissenschaftliche Erfolge stellen sich zwar ohne metaphysische Reflexionen ein, sobald man aber die Grundbegriffe der Naturwissenschaften in Frage stellt, wird Philosophie zu einem dringend notwendigen Handwerkszeug. Die Entscheidung, metaphysische Fragen im naturwissenschaftlichen Erkenntnisprozess auszusparen, suspendiert Naturwissenschaftler nicht von metaphysischen Fragestellungen mit ihren ethischen Konsequenzen.

Dr. Joachim Klose



Kathedrale Dresden (ehem. Hofkirche)



Seismograph für das ethische Niveau

Überlegungen zur Woche für das Leben

■ Die Woche für das Leben ist eine gemeinsame Initiative der katholischen und evangelischen Kirche in Deutschland. In diesem Jahr findet sie vom 29. April bis 6. Mai statt und steht unter dem Motto: „Von Anfang an uns anvertraut. Menschsein beginnt vor der Geburt“.

Kinder sind uns anvertraut, von Anfang an. Sie sind ein Geschenk Gottes; ihre Würde und ihr Recht auf Leben sind unantastbar. Kinder stehen für Leben, Hoffnung und Zukunft. Zugleich ist den Erwachsenen Verantwortung übertragen: Kinder sind darauf angewiesen, dass andere von Anfang an für sie eintreten und ihr Lebensrecht wahren. Keine noch so frühe Phase der Entwicklung eines Kindes, keine Behinderung noch sonstige Umstände schränken dieses Recht auf Leben ein.

Gerade für die ungeborenen Kinder besteht eine besondere Verantwortung. Kinder sind nicht erst mit der Geburt, sondern von allem Anfang an Menschen: personale Wesen, deren Dasein nicht in ihrer biologisch-leiblichen Existenz aufgeht. Deshalb ist es auch nicht ausschließlich Sache von Biologen und anderen Naturwissenschaftlern, den Beginn menschlichen Lebens zu definieren. Wenn aber die mess- und zählbaren naturwissenschaftlichen Fakten allein nicht genügen, hat der frühest erkennbare Zeitpunkt, also die Befruchtung von Ei- und Samenzelle, als Beginn menschlichen Lebens zu gelten. Nur so kann gesichert werden, dass die Würde und die daraus erwachsenden Rechte der ungeborenen Kinder gewahrt bleiben.

Soll sich das gesellschaftliche Klima wandeln, damit Kinder selbstverständlicher willkommen und angenommen sind, müssen sich Einstellungen und Denkweisen verändern. Appelle, Fördermaßnahmen und finanzielle Anreize sind hilfreich und unerlässlich; aber

sie allein können ein neues Denken nicht herbeiführen. Jeder einzelne ist hier gefordert, insbesondere aber die Christen. Neue Sichtweisen und Perspektiven müssen in den Blick kommen, damit sich Wahrnehmen und Denken verändern. Der Wechsel der Perspektive macht erst bewusst, welchen Gewinn ein neues Denken bedeutet. Die Bibel gibt viele Anstöße, wie ein erneuertes Denken und schließlich eine veränderte Lebensform Gestalt gewinnen können. An erster Stelle steht immer die Erinnerung an das befreiende Handeln Gottes. So sagt Paulus den Christen in Rom: „Angesichts des Erbarmens Gottes ermahne ich euch... Gleichet euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch und erneuert euer Denken, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist: was ihm gefällt, was gut und vollkommen ist.“ (Röm 12,1-2) Diese Perspektive hat die Kraft, das Denken zu erneuern. Der Blick auf das Handeln Gottes eröffnet die Freiheit einer neuen, dem Leben zugewandten Lebensweise. Die Offenheit für Gottes Wirken im eigenen Leben befreit von den Zwängen purer Gewohnheiten und Konventionen. Wer sich auf Kinder einlässt, wer die eigenen Vorstellungen und Planungen auf sie hin öffnet, kann erleben, welche Lebensbereicherung Gott eröffnet.

Keineswegs aber darf man die Augen vor Situationen verschließen, in denen es schwer fällt, sich auf Kinder einzulassen. Es sind sehr verschiedene Notlagen und Konflikte, die Menschen treffen können. Jede einzelne Geschichte ist in ihrer besonderen Situation zu sehen. Es gibt Konfliktsituationen, für die die Betroffenen selbst keine Lösung finden. Es scheint dann nur der Ausweg zu bleiben, sich für eine Abtreibung zu entscheiden. Doch Versuche, Konfliktsituationen durch eine Entscheidung gegen das Leben des Kindes zu entkommen, schaffen oft neue Konflikte und Belastungen. Für das Kind würde es bedeuten, dass über sein Recht auf Leben von anderen entschieden wird. Dazu aber ist niemand autorisiert oder legitimiert.

Von Schwangerschaftskonflikten sind nicht nur Mütter und ihre Kinder betroffen. Kaum eine Frau entscheidet sich leichtfertig gegen das in ihr lebende und wachsende Kind. Aber werdende Mütter werden viel zu oft von Vätern oder Großeltern, aber auch indirekt von Vermietern, Vorgesetzten und Freunden unter Druck gesetzt. Hier steht jeder einzelne in der Verantwortung. Kinder sind nicht nur Teil einer Familie. Sie gehören zu einer Nachbarschaft, zu einer Kirchengemeinde, sie sind Einwohner einer Kommune und Bürger eines Staates. Hier braucht es Phantasie, Entschlossenheit und nicht zuletzt eine großzügige Handhabung der erforderlichen

Mittel, damit Kinder leben können. Letztlich kann und darf es keine unüberwindbaren ökonomischen Gründe, keine wirtschaftlich bedingte soziale Indikation dafür geben, ein Kind nicht anzunehmen. Die Hilfe der Solidargemeinschaft ist hier gefordert. Wenn es nicht für die kräftige Unterstützung eines Lebens mit Kindern reicht, ist der Wohlstand einer Gesellschaft nichts wert.

Auch die moderne Medizin kann wertvolle Hilfe leisten, um Leben und Gesundheit von Kindern schon während der Schwangerschaft zu schützen. Es gibt aber auch zu großer Sorge Anlass, dass die Pränataldiagnostik oft ohne angemessene Berücksichtigung der damit verbundenen psychologischen und ethischen Bedenken durchgeführt wird. Häufig wird die Frage nach den möglichen Konsequenzen denkbarer Befunde erst gestellt, wenn diese vorliegen. Mit dem medizinisch-technischen Fortschritt im Bereich der Schwangerschaftsvorsorge sehen sich die Beteiligten zugleich immer öfter gedrängt, schwerwiegende Entscheidungen zu treffen. Sehr häufig fühlen sie sich überfordert und allein gelassen. Vorgeburtliche Diagnostik und Beratung müssen der Vorsorge dienen. Sie sollten darauf ausgerichtet sein, von Anfang an die Sorge für die Kinder zu unterstützen. Wenn die vorgeburtliche Diagnostik immer leistungsfähiger wird, kommt alles darauf an, die Balance zwischen Diagnose und Vorsorge zu halten. Gewiss freuen sich Eltern aus ganzem Herzen über den Befund, dass ihr Kind sich allem Anschein nach gesund entwickelt. Der Wunsch, einen solchen Befund zu erhalten, darf aber nicht dazu führen, dass routinemäßig Diagnosen erhoben werden, für die es keine Behandlungsmöglichkeit gibt und die daher einen Schwangerschaftskonflikt erst entstehen lassen. Alle Beteiligten sollten mit diesen Möglichkeiten sorgfältig umgehen. Es ist unverzichtbar, diese Aspekte vor einer solchen Untersuchung gemeinsam zu bedenken. Werdende Eltern müssen akzeptieren, dass das Leben und die Gesundheit ihres Kindes während der Schwangerschaft, aber auch unter und nach der Geburt nicht allein in ihrer Hand liegen. Kinder sind uns anvertraut, auch die Kinder, von denen wir vielleicht glauben, sie könnten das Leben, das wir uns vorstellen und ihnen wünschen, nicht leben. Dies gilt gerade für Kinder, die krank oder behindert sind. Nicht zuletzt hier erweist sich das ethische Niveau einer Gesellschaft.

Vorträge

- 12. April 2006, 20 Uhr Novalisforum Freiberg
- 3. Mai 2006, 20 Uhr, Novalisforum Freiberg
- 3. Mai 2006, 19.30 Uhr, Leibnizforum Leipzig
- 4. Mai 2006, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

Die Freiheit und das Böse

aus einem Vortrag von Prof. Dr. Jörg Splett, Frankfurt

■ **Die Freiheit** lässt sich ohne das Böse bestimmen, doch nicht das Böse ohne die Freiheit. Freiheit bedeutet Selbstbestimmung. Was allerdings bei Diskussionen über Freiheit und Unfreiheit des Menschen häufig aus dem Blick gerät, ist die Erkenntnis, dass Freiheit Grade kennt. Von absoluter Freiheit zu reden wäre z.B. widersinnig, weil es den positiven Rahmen zerbräche, innerhalb dessen man allein von Freiheit sprechen kann. Die gewordene Freiheit des Menschen hat Grenzen.

Nur im Mit- und Zueinander freier Wesen gibt es Freiheit. Personen leben in personalen Vollzügen; diese aber erfordern zu ihrer Erfüllung eine entsprechende Antwort. Eine Frage will gehört, ein Angebot berücksichtigt, ein Versprechen entgegengenommen werden. Zur Realisierung von Freiheit gehört wesentlich die Gemeinschaft. Zugleich schenkt erst die Erfahrung uns die Gewissheit der Freiheit. Beweisen im üblichen Wortsinn kann man Freiheit nicht, weil sie sich allein in materiellen Konfigurationen nicht zeigt. Unmittelbar erfahrbar ist Freiheit aber eben so wenig; erfahren wird Spontaneität.

Ist der Kern der Freiheit die Willensfreiheit? Warum will jemand, was er will? Die Kette der Fragen, die mit „ich will“ beginnt, gerät schließlich vor folgende Alternative: Entweder will jemand zuletzt, was er will, weil er nicht anders kann, d.h., weil er so ist, wie er ist – oder er will, was er will, weil er glaubt, nicht anders zu dürfen, d.h., weil er soll. Die Willensfreiheit führt zur Alternative von Müssen und Sollen; in ihr erscheint das Entweder-Oder von Unfreiheit und Freiheit. Freiheit als Selbstbestimmung wurde bisher als Wahlfreiheit verstanden: Als Souveränität des Subjekts gegenüber den ihm vorliegenden Gütern. Nun erscheint sie in der Situation des Angefragt- und Aufgefordertwerdens, in der Situation erfahrenen Anspruchs. Besser als von Wahl spräche man hier von Entscheidung. Jenseits der Souveränität des wählenden Konsumenten sieht der Mensch sich zu einer Antwort genötigt, die ihm nur die Alternative lässt: Ja oder Nein.

Das Böse benennt im Deutschen das moralische Übel. Ursprünglich leitet sich das Wort aber von aufgeblasen, geschwollen ab. Noch heute ist etwa von einem „bösen Bein“ die Rede. Problematisch ist, dass auch in ethischen Diskussionen weithin das Böse in der Verursachung von natürlichem Übel gesehen wird.

Es zeigt sich, dass die Frage, was das Böse sei, in einem doppelten Sinn gestellt werden kann. Einerseits lässt sich fragen, was hier und jetzt in einer bestimmten Situation oder auch für einen bestimmten Typ von Handlungen und Situationen gut oder böse sei. Damit befasst sich die Ethik als Wissenschaft. Andererseits gibt es das Böse als sittlich-moralische Gegebenheit allein im Raum von Freiheit. Die Grenzen der Freiheit sind zugleich die des Bösen. Mit der Einschränkung der Freiheit mindert sich auch das Böse. Das Böse besteht in der wissend-freien Selbstverfehlung eines Menschen.

Auf den Menschen hin gesprochen ist das Böse sittlich-moralische Schuld. Schuld vor Gott heißt dann Sünde. Die Sünde ist ein schwieriger Begriff, denn angesichts von Schuldvorwürfen sucht der Mensch fast unausweichlich nach Entschuldigungen. Und eine verbreitete Entschuldigungsstrategie besteht in der Vertiefung der Schuld zur Schicksals- und Seinsschuld. In Wahrheit freilich wird sie auf diese Weise aufgeweicht statt vertieft. Nicht mehr der Schuldige hat sie dann wirklich begangen, weshalb er sie auch nicht als seine Bosheit bereuen muss. Er kann sie höchstens als Unglück bedauern. Das Böse muss deshalb klar von der Frage

nach der Verantwortung unterschieden werden. Auf die Frage „Wer war es?“ hat derjenige zu antworten, auf den ein Schaden zurückgeht. Ob er sich dabei schuldig gemacht hat, ist noch zu klären.

Böse sind „Gedanken, Worte und Werke“ gegen die „Stimme“ des eigenen Gewissens. Inhaltlich heißt das: Ein Denken, Reden und Handeln oder Unterlassen gegen Menschlichkeit und Liebe. Gut und Böse, Heil und Unheil sind nicht gleichen Ranges. Nur im Licht des Guten wird das Unheil als Unheil erfahrbar. Heil und Gesundheit, Menschlichkeit und Liebe aber tun aus sich selbst wohl.

Die Freiheit und das Böse Es hat sich gezeigt, dass es das schlechthin Böse nicht gibt. Es kann nur als Parasit des Guten existieren. Das zeigt seine wesenhafte Schwäche, doch zugleich auch seine erschreckende Macht. Denn mit der Kraft und den Möglichkeiten eines Freiheitswesens wächst auch das Böse, wenn ein Wesen sich dafür entscheidet. Einfach identisch mit dem Bösen kann die Freiheit allerdings niemals werden. Theologisch gesprochen: Der Teufel ist nicht schlicht „das Böse“, er wird bleibend von Gott bejaht. In aller Schärfe: Gott liebt ihn, nicht als bösen noch seine Bosheit, jedoch als Freiheitswesen mitsamt dem Nein, das es sagt und das Gott selbstverständlich nicht bejaht.

Bernhard Staerk
„Lego-Ritter“, Öl auf Leinwand 1999



Offenbarung ewiger Schönheit

Wolfgang Amadeus Mozart im Urteil der Jahrhunderte

■ Mozart bleibt ein Paradox. Sein Name prangt auf unzähligen Werbeträgern vor allem österreichischer Herkunft. Bestimmten „Hits“ wie der „Kleinen Nachtmusik“ oder der „Zauberflöte“ kann man in der Öffentlichkeit kaum entgehen. Gleichzeitig aber sind weite Bereiche seines Schaffens kaum bekannt. Dem Mann von der Straße gilt Mozart als der Komponist klassischer Musik schlechthin. Nur noch Johann Sebastian Bach errang eine ähnliche Popularität. Mozarts Name dient als Aufhänger für wirkliche oder vermeintliche Skandalgeschichten, wie die Legende von der Vergiftung Mozarts durch Antonio Salieri, die vor über zwanzig Jahren in dem Erfolgsfilm „Amadeus“ von Milos Forman wieder aufgewärmt wurde.

Doch die Subtilität vieler seiner Werke verliert für den Kenner auch nach jahrzehntelangem Studium nichts von ihrer Faszination. Ob Götterliebhaber oder poppiger Querschläger - Mozarts Musik widersetzt sich trotz aller Versuche seit über zweihundert Jahren nachhaltig jeder ideologischen Vereinnahmung. Alte Konflikte um Person und Werk lösen sich in Scheinprobleme auf, je größer der historische Abstand zu seinem Leben wird. So ist die vor einigen Jahrzehnten geführte Diskussion, ob die „Zauberflöte“ ein Machwerk sei, inzwischen ebenso Geschichte wie die ältere Abwehr gegen die „unanständigen“ Sujets einiger Opern, die Beethoven, aber auch den sächsischen König Friedrich August I. auf Distanz zum Komponisten gehen ließen.

Doch trotz allem: Die Opern aus Mozarts Reifezeit gehören zum Spielplan jedes große-

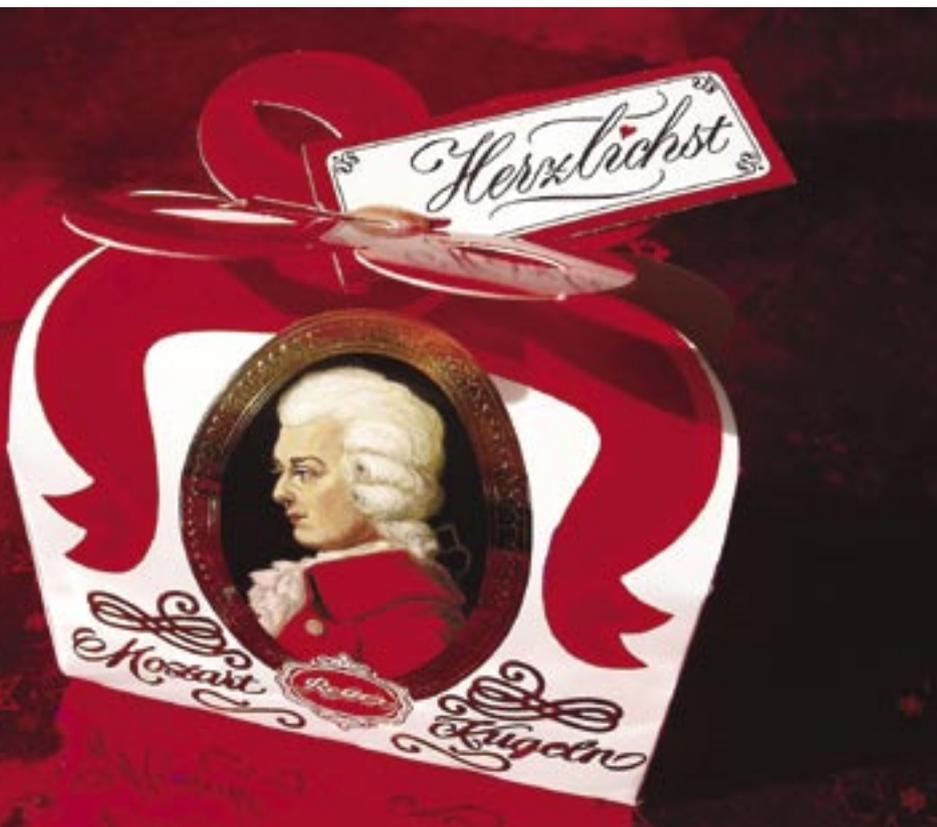
ren Theaters und erweisen sich dabei immer wieder als erstaunlich resistent gegenüber manchen Absurditäten des modernen Regietheaters. Die Anfeindungen, denen Mozarts Werke für den Gottesdienst im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert von Seiten kirchlicher Rigoristen ausgesetzt waren, haben sich ebenso in Luft aufgelöst wie die Einwände mancher Pastoralliturgiker der letzten Jahrzehnte gegen die Aufführung seiner Messen in einem volkssprachlichen Hochamt. Heute kann ein namhafter Mozartforscher den Komponisten ohne weiteres als „durch und durch katholisch“ bezeichnen und hat es nicht mehr nötig, die alten Konflikte zwischen der Kirche und der Freimaurerei auf ihn zu projizieren. Entgegen manchen älteren Biographien war Mozart ein aufmerksamer Beobachter, der das Geschehen um sich herum mit überaus wachem Blick verfolgte und in seinen Briefen oft ironisch-bissig kommentierte. Trotzdem oder gerade deshalb können alle Versuche, ihn mit revolutionären oder konservativen geistigen und politischen Bewegungen in Verbindung zu bringen, als gescheitert gelten.

Die Frage, was Mozarts Musik mit dem christlichen Glauben zu tun hat oder zu tun haben könnte, stellt sich deshalb von vornherein jenseits aller ideologischen Vereinnahmungsversuche. Eine Antwort ist weder abhängig von dem Katechismuswissen, über das Mozart zweifellos verfügte, noch von einzelnen brieflichen Äußerungen über Geistlichkeit und Frömmigkeitspraxis. Die Frage stellt sich auch nicht in erster Linie an seine Kirchenmusikwerke. Diese entstanden zum großen Teil in den Jugendjahren des

Komponisten, werden bis heute unterschiedlich beurteilt, und manche eingefleischten Bach- und Schütz-Verehrer begegnen ihnen immer noch mit einer gewissen Reserve. Größeres Interesse verdienen die einzigartigen Opern der Reifezeit, weil sich Mozart hier als Menschenkenner par excellence zeigt und es in ihnen immer wieder unausgesprochen um das große Spiel zwischen Gott und den Menschen wie um die moralischen Grenzen menschlichen Handelns geht. Zwei der bedeutendsten Theologen des vergangenen Jahrhunderts haben darüber hinaus Mozarts Werke als eine zentrale Metapher der freien Gnade und Nähe Gottes verstanden. Für Karl Barth war „Mozarts Musik [...] im Unterschied zu der von Bach keine Botschaft und im Unterschied zu der von Beethoven kein Lebensbekenntnis. Er musiziert keine Lehren und erst recht nicht sich selbst. [...] Mozart will nichts sagen, er singt und klingt nur eben. Und so drängt er dem Hörer nichts auf, verlangt von ihm keine Entscheidungen und Stellungnahmen, gibt ihn nur eben frei. [...] Er will auch nicht das Lob Gottes verkündigen. Er tut es nur eben faktisch: Gerade in der Demut, in der er, gewissermaßen selber nur Instrument, nur eben hören lässt, was er offenbar hört, was aus Gottes Schöpfung auf ihn eindringt, in ihm emporsteigt, aus ihm hervorgehen will.“

Hans Urs von Balthasar fokussierte das Wesen von Mozarts Musik ausgerechnet in einem Stück, das die Opernregisseure nicht mögen, weil es angeblich falsch in die Handlung eingefügt sei, dessen musikalische Aussage aber für das gesamte Schaffen des Komponisten zentral ist - im Abschieds-Terzett der Zauberflöte: „Sie [die Musik] geleitet ihn durch die Schreckenspforten von Feuer und Wasser, die ihn nicht anfechten konnten, weil seine geheimnisvolle Schwester ihn führte, jenes Kind, von dem es heißt, dass es die Weisheit Gottes ist, die da allzeit spielt vor dem Antlitz Gottes, und deren Lust es ist, bei den Menschenkindern zu sein: la Muse qui est la Grâce. Was überall sonst als eitles Wahngelbilde oder gar eitle Lästerung erscheinen müsste, die endgültige, allen Abschied überholende Offenbarung der ewigen Schönheit in einem echten irdischen Leibe, das durfte hier, im katholischen Menschwerdungsräum, einmal beglückende Wirklichkeit werden.“

Dr. Gerhard Poppe, Dresden



Die Ostpolitik des Vatikans

von Dr. Siegfried Seifert, Bautzen

Für die Bemühungen der Päpste Johannes XXIII. und Paul VI., die Lage der Katholiken in den Ländern des Ostblocks zu erleichtern, hat sich der aus der Entspannungspolitik der Bundesrepublik Deutschland in der Zeit der Großen Koalition und der sozial-liberalen Regierung unter Willy Brandt stammende Begriff „Ostpolitik des Vatikans“ eingebürgert. Damit ist auch der Zeitraum dieser Initiativen, eben die beiden Pontifikate, umschrieben. Mit den dafür notwendigen Gesprächen, Verhandlungen und Versuchen zur Herbeiführung von Vereinbarungen mit kommunistischen Regimes beauftragten beide Päpste den Prälaten Agostino Casaroli, den späteren Kardinalstaatssekretär. Das Anliegen, was mit „Ostpolitik des Vatikans“ umschrieben wird, ist älter und kann mit der Oktoberrevolution der Bolschewiki 1917 in Russland in etwa festgemacht werden. Damals wurde in Russland eine Regierung möglich, die u.a. die philosophische Maxime aus dem Ende des 19. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts „Gott ist tot“ zu ihrem Programm machte und radikal die Gesellschaft in Russland entchristlichte. Damit wurde auch die Existenz der Katholischen Kirche im Machtbereich bedroht. In Verbindung mit humanitären Hilfsmaßnahmen und dem Streben der Sowjetunion nach internationaler Anerkennung, versuchte der Vatikan unter Papst Pius XI. kirchliche Anliegen einzubringen, was weithin scheiterte.

Als 1945 nach dem 2. Weltkrieg ca. 40 Millionen Katholiken im sowjetischen Machtbereich lebten, wurde das Anliegen immer aktueller. Bei aller Gleichheit der ideologischen Ziele der Kirchen- und Religionspolitik in den Ländern des sowjetischen Einflussbereiches war die Praxis unterschiedlich. Dennoch war die Lage der Kirche in diesen Ländern nach dem Tode Pius XII. aussichtslos. Die Beziehungen mit Rom waren abgebrochen, bestehende Konkordate aufgekündigt, die meisten Bischofsstühle verwaist, nachdem viele der Bischöfe, Priester, Ordensleute und Laien in Schauprozessen verurteilt wurden (Wyzynski in Polen, Mindszenty in Ungarn, Beran in der Tschechoslowakei, Stepiano in Jugoslawien). Dabei erschien das sowjetische

Imperium von der Elbe bis Wladiwostok für lange Zeit unerschütterlich.

Neue Aspekte eröffneten sich durch das internationale Ansehen des Papsttums, das durch das II. Vatikanische Konzil begründet wurde. Die Kirche nahm Stellung zur Friedenspolitik, der Religionsfreiheit und dem Einsatz für die Dritte Welt, wie die Enzykliken „Pacem in terris“ 1963 und „Populorum progressio“ 1967 zeigen. Dem Anliegen der Kirche kam eine günstige Wetterlage der Weltpolitik zustatten, die Entspannungspolitik und Dialogbereitschaft in der europäischen und internationalen Staatengemeinschaft.

Seit 1963 begannen die Verhandlungen Roms mit den Regierungen Ungarns, Jugoslawiens, der Tschechoslowakei, später folgten Rumänien und Bulgarien. Bei diesen Verhandlungen spielte auch die Frage der mit Rom unierten Ostkirchen, die 1945 gewaltsam beseitigt wurden, eine wichtige Rolle. Eine Sonderstellung in den Verhandlungen nahm die Katholische Kirche in Polen ein, die aufgrund ihrer Stärke in ihrer Existenz nie bedroht war, ja für den polnischen Staat bzgl. der Gebiete östlich von Oder und Neiße als Partner gesehen wurde.

Einen Sonderstatus hatte auch die Katholische Kirche in der DDR durch ihren starken Rückhalt in den Bistümern der Bundesre-

publik Deutschland, wobei die DDR nach ihrer beinahe weltweiten Anerkennung eine besondere Bedeutung der Frage gab, ob die Jurisdiktionsgebiete von den westdeutschen Bistümern unabhängig sind. Gegenüber der Bundesrepublik Deutschland ging es in der Ostpolitik des Vatikans besonders um die östlich der Oder und Neiße gelegenen Gebiete und deren kirchlichen Status. Es lag im Wesen der verschiedenen römischen Initiativen in den verschiedenen Ländern, dass sie z.T. ohne Einbindung der örtlichen Hierarchie geführt werden mussten und Personen, die für ihren Glauben in den Jahren der Kirchenverfolgung gelitten hatten, geopfert werden mussten. So waren die Verhandlungen von Erfolg und Misserfolg begleitet. Mit dem Pontifikat Papst Johannes Paul II. änderte sich bald die politische Lage im Ostblock und damit auch die „Ostpolitik des Vatikans“. In verschiedenen Ländern entstanden Menschenrechtsbewegungen, die auch für Religionsfreiheit eintraten.

Der Zusammenbruch des Ostblocks, mit dem kaum einer zu diesem Zeitpunkt und in diesem Umfang rechnete, lässt die Frage, ob der „Ostpolitik des Vatikans“ auf Dauer Erfolg beschieden gewesen wäre, unbeantwortet und verweist „die Ostpolitik des Vatikans“ und das, was damit bezeichnet wird, in den Bereich der Kirchengeschichte.





Meine Sicht

Mehr über die Kunst selbst reden

■ Man stellt überall fest, dass die öffentlichen Träger Kunst und Kultur nicht mehr in dem Maße „tragen“, wie das in der Vergangenheit der Fall war.

Zwar haben wir in Deutschland ein breit verankertes Verständnis dafür, dass die Trägerschaft von Kunst und Kultur eine Aufgabe der öffentlichen Hand darstellt, und es wird nicht in Frage gestellt, dass es zu den Aufgaben einer Gesellschaft gehört, sich auch der Kunstpflege anzunehmen. Jedoch stehen im öffentlichen Diskurs über Kunst im Moment deren wirtschaftliche Rahmenbedingungen und die Frage im Vordergrund, wie sie finanziert werden soll. Die inhaltliche Reflexion über Kunst sowie deren Kommunikation büßen hingegen immer mehr an Substanz ein.

Auch gerät der Stellenwert von Kunst im Feld gesellschaftlich konsensueller Wertevorstellungen zunehmend in eine Grauzone zwischen ästhetisch ausgerichteter Oberflächenrezeption und Fragen messbaren wirtschaftlichen Nutzens.

Hinzu kommt ein die Inhaltlichkeit von Kunst betreffendes terminologisches und argumentatives Vakuum. So ist zu beobachten, dass man über Kunst oftmals nicht aus einem Verständnis heraus spricht, das von der Frage geleitet wird, was Kunst für eine Gesellschaft bedeutet und warum sie deshalb z.B. öffentlich zu finanzieren ist. Stattdessen muss festgestellt werden, dass es in der Diskussion mehr um mögliche Neuregelungen bei der Institutionalisierung von Kunst geht, als um jene Inhalte, die ihre Institutionalisierung überhaupt erst begründen.

Dies hängt natürlich auch damit zusammen, dass sich über Kunst nicht so leicht sprechen lässt wie über andere Belange unseres Lebens. So können beispielsweise Zusammenhänge zwischen Politik und Wirtschaft oder Politik und Sozialem leichter vermittelt werden, da es hier um Fakten, Zahlen und Quantitäten geht. Und die mediale Verbreitung eben dieses Materials geschieht ebendrin in einer verständlichen und flächendeckenden Weise – alles ist nachvollziehbar, selbst sein Gegenteil. In der Kommunikation über Kunst liegt der Fall anders, da es sich bei Kunst um Phänomene handelt, die schwer messbar sind, und um Zusammenhänge, die in einem immateriellen Bereich innerhalb eines hochdisponierten und sensiblen Wertesystems angesiedelt sind.

Es ist natürlich nicht Aufgabe der Politik, inhaltliche oder ästhetische Vorgaben für künstlerische Arbeit zu artikulieren. Im Gegenteil: Gerade diese Arbeit vollzieht sich in einem geschützten und freien Raum. Aber es wäre wichtig und notwendig, dass sich ein politisches Bewusstsein davon bildete, dass dieser Arbeit und gerade jener Freiheit künstlerischer Arbeit eine immense Bedeutung für die Gesellschaft zukommt. Die Chance, dadurch auch einen gesellschaftlich relevanten Kunst- und Kulturbegriff zu entwickeln, den die Politik sogar argumentativ in Anspruch nehmen könnte, wird derzeit nicht genutzt. So sind heute Gespräche weitgehend von Defiziten im inhaltlichen Verständnis von Kunst geprägt, und wir erleben, dass auch in der Kulturpolitik der Begriff Kunst oft nur als Worthülse, quasi ohne konkreten Inhalt, verwendet wird.

Natürlich wird Kunst nie zu einem Thema, das die Breite unserer Lebensbedürfnisse durchdringt. Immer wird die Sicherung anderer Grundbedürfnisse im Vordergrund täglichen Lebens stehen. Aber dennoch täte es gut – wenn schon über Kunst gesprochen wird –, neben die ökonomischen Fragen auch jene zu stellen, die deren Inhaltlichkeit und Bedeutung sowie den Wandel ihrer gesellschaftlichen Rezeption mit einbeziehen. Denn der Diskurs über Kunst bedarf beider Elemente: Das Nachdenken sowohl über ihre Institutionalisierung als auch über die Bedeutung ihrer Inhaltlichkeit. Nur wenn beides gemeinsam die Argumentation leitet, können Aussagen über die gesellschaftliche Positionierung von Kunst getroffen werden.

Mit dem Diskurs auf dieser Basis gäbe es dann auch endlich die Chance, einen gestaltenden Dialog mit den Trägern von Kulturinstitutionen zu entwickeln. Ein Dialog, der weiter führte, als stets dort zu enden, wo als ultima ratio stets das „Totschlagargument“ kommt, dass Kunst zu teuer sei. Zuerst muss bekannt sein, was das denn ist, das als zu teuer erklärt

wird. Solange über Inhalt und Bedeutung nur vage Vorstellung besteht, kann auch kein Wertebezug aufgebaut werden. Kunst bedeutet für eine Gesellschaft mehr, als dass man sich z.B. in der Oper einen schönen Abend machen oder in einer Gemäldeausstellung einen angenehmen Nachmittag verbringen kann. Erst wenn die Begegnungen mit künstlerischen Phänomenen über die reine Unterhaltung hinausgehend in einen umfassenderen Zusammenhang mit gesellschaftlicher Lebensnormalität gebracht werden können, erfüllt Kunst auch einen Sinn. Denn Kunst kann gewisse „Leerstellen“ in den Beziehungen innerhalb der Gesellschaft, kann deren „Zwischenräume“ innerhalb ihrer kommunikativen Systeme ausfüllen. Die sinnliche Wahrnehmung von Kunstwerken stellt einen komplexen Akt gesellschaftlicher Kommunikation dar.

Das Kunstwerk erscheint als das besondere Ergebnis der mentalen Infrastruktur einer Gesellschaft. Es ist eine Strukturvariante ihrer geistigen Potenz, die sich im Kunstwerk als einem sinnlich erfahrbaren Phänomen kondensiert und fokussiert, z.B. in einem Text, einer Musik, im Tanz oder in einem Bild. So stellt sich das Kunstwerk als das Resultat der Verschlüsselung einer Wechselwirkung gegenläufiger geistiger Energien innerhalb eines gesellschaftlichen Systems dar und präsentiert sich als ein singuläres Ergebnis unbewusster Reflexion einer Gesellschaft über sich selbst. Dabei ist der Künstler ein aktives Medium, eine Art Mentalverstärker der Gesellschaft mit kritischer und perspektivischer Ausrichtung. Denn vom Künstler werden vor allem die Signale und Schwingungen einer gesellschaftlichen Befindlichkeit wahr- und aufgenommen, verschlüsselt und verstärkt sowie weiter ausgesendet, die sich dann als sinnlich erfahrbares Phänomen in der Gestalt des Kunstwerks wieder finden.

*Prof. Gerd Uecker, Dresden
Intendant der Sächsischen Staatsoper*



Auf keinen Fall zum Beraterfuzzi!

Institutionelle Ehe-, Familien- und Lebensberatung im Spannungsfeld sozialen Wandels

■ Eine fiktive Anfrage zwecks Terminvereinbarung, so oder ähnlich tagtäglich sich wiederholend: „Kann ich zu Ihnen auch allein kommen? Ich glaube nicht, dass mein Mann bzw. dass meine Frau mitkommt.“ Die einschlägigen klischeehaften Deutungen einer solchen Terminanbahnung in einer Beratungsstelle sind hinlänglich bekannt: typisch Mann, typisch Frau... Männer sind... Frauen sind... Bei wertschätzender Betrachtungsweise eröffnet sich uns jedoch eine andere Blickrichtung. Wird Beratung ausgeschlagen, steht nämlich nicht eine Verweigerungshaltung im Vordergrund, sondern eher eine auf eigene Kräfte vertrauende Handlungsoption; und zwar im Sinne von: „Wir schaffen das auch allein. Wir brauchen dafür keine fremde Hilfe eines Beraterfuzzis.“

Wie beherrschbar ist eine Beziehungskrise mit dem erlernten Know-how elterlichen Krisenmanagements? Die hohe Rate jährlich scheiternder Beziehungen lässt Skepsis angebracht erscheinen. Vielfältige gesellschaftliche Veränderungen haben mit rasantem Tempo die persönlichen Lebens- und Arbeitswelten bis in private Bereiche hinein erfasst. Gemeinsam geteilte Überzeugungen sind unter dem Druck von Flexibilisierung und Individualisierung weitgehend in Frage gestellt oder bereits zerbrochen. Gemeinsamkeiten sind weniger selbstverständlich, Identitäten und Zukunftsentwürfe zunehmend brüchig, persönliche Lebensentwürfe ständig auf dem Prüfstand.

Normen, die neben ihrer Einengung oftmals als Fessel empfunden wurden, gaben andererseits auch ein sicherndes Korsett im sozialen Beziehungsgefüge. Das, was Halt gab, muss heute individuell entwickelt und der sich rasch wandelnden Umwelt ständig neu angepasst werden. Die Vielfalt der Wahlmöglichkeiten, die dauernde Herausforderung durch Erlebnisangebote und Events stellen uns auf eine harte Prüfstrecke. Es gilt Maßstäbe für das eigene Handeln zu finden und sich in pluralen Angeboten zu orientieren.

Der rasante Veränderungsprozess impliziert hohe Anforderungen an die Anpassungsfähigkeit und Kooperationsfähigkeit eines und einer jeden Einzelnen und deren Beziehung - eine energieintensive Belastung und Chance. Doch häufig sind es gerade diese Fähigkeiten, die in Familie und Schule nicht ausreichend erworben werden konnten. Überforderung, Unsicherheit, Angst und Depression erhalten so einen fruchtbaren Nährboden. So erfolgt häufig der Rückzug ins Private mit den entsprechenden überhöhten emotionalen Ansprüchen und unrealistischen wie idealisierenden Vorstel-

lungen von Beziehung in der Familie, was diese scheiterungsanfällig macht.

An wen richtet sich nun das tiefgehende Bedürfnis nach Verlässlichkeit, Schutz und Vertrauen, wenn es im persönlichen Bereich nicht mehr erfüllbar scheint? Die in Politik und Gesellschaft heftig ins Gespräch gekommene Sorge um Familie und deren Unterstützung lässt mit dem Schluss spekulieren, dass der Staat und seine Wohlfahrtseinrichtungen nun nach sorgenden Mustern von Familie und Partnerschaft gefragt werden. Von diesem Staat werden jene Solidarität und lebenslängliche Treue erwartet, die viele Menschen nicht mehr vorfinden.

Doch auch der Staat gerät immer mehr in Bedrängnis und verändert seine Hilfestellungen; von Ratsuchenden und Beratungsstellen meist als Einschränkung bzw. Kürzung erlebt, muss er Versprechungen revidieren.

Wenngleich die Anfrage an Politik und Verwaltung in punkto Prioritätsetzungen lauter und deutlicher zu stellen ist, da jährlich über 4 Mrd. EUR an Scheidungsfolgekosten ausgegeben werden, aber diejenigen, die in Krisensituationen Hilfe zum Erhalt ihrer Beziehung suchen, oft wochenlang warten müssen, sind nur wenige Kommunen bereit, auch nur 1% ihrer Scheidungsfolgekosten für partnerschaftsfördernde Beratung bereit zu stellen.

Welche Rolle spielen die Kirchen? Während vielerorts in den Gottesdiensten Bänke leer bleiben, nehmen die Anfragen von Ratsuchenden in den kirchlichen Beratungsstellen stetig zu. So wird bundesweit an 350 katholischen Beratungsstellen Ehe-, Familien- und Lebensberatung angeboten und von jährlich ca. 100.000 Ratsuchenden in Anspruch genommen. Würde man die bundesweit im Jahr 2003 erbrachten 420.000 Beratungsstunden aneinanderreihen, ergebe sich ein Zeitraum von 48 Jahren Beratung rund um die Uhr. Dabei sind ca. 60% der erbrachten Beratungsleistung Wahrnehmung kommunaler Pflichten, die der Staat mit 8,4% bezuschusst.

Ein Grund für die Beliebtheit konfessioneller Beratungsmöglichkeiten gerade auch bei

Nichtchristen dürfte der besondere Charakter kirchlicher Zuwendung sein. Kirchliche Trägerschaft lässt unterschwellig an Dauerhaftigkeit denken und befriedigt damit ein Bedürfnis nach Sicherheit und Anbindung.

Einerseits ist das Beratungsangebot niederschwellig, kostenfrei, verschwiegen und freiwillig. Andererseits erfahren Klienten die fachliche Kompetenz der Beraterinnen und Berater, die sie ganzheitlich in den Blick



nehmen, das heißt in ihren verschiedenen spirituellen Dimensionen, ohne sie auf Symptome zu reduzieren. Schließlich nehmen Klienten wahr, welches Menschen- und vielleicht auch Gottesbild die Berater haben und welcher Glaube sie trägt.

Bleibt zu hoffen, dass angesichts knapper finanzieller Mittel die Kirche sich nicht auf die vermeintlich klassischen Kernaufgaben der Pastoral zurückzieht sondern auch auf diese Weise ihren Grundauftrag umsetzt und so die Solidarität Gottes mit den Menschen und sein unbedingtes Ja zu jedem einzelnen erfahrbar werden kann. Wenn es wie in der anfänglich erwähnten fiktiven Beratungsanbahnung gelingt, den zögerlichen Partner/Partnerin für einen Beratungsprozess zu gewinnen, sind erste Weichen für einen kommunikativen Änderungskurs in der Beziehung gestellt. Freilich lassen sich Liebe und Zuneigung nicht „herbei-beraten“. Doch der Boden für wachsende Anziehung und eine befriedigende Partnerschaft kann so bereitet werden.

*Andreas Groß, Chemnitz
Ehe, Familie und Lebensberatung*

BETEN FÜR UNSERE STADT

Die zwölf katholischen Gemeinden Dresdens wollen im Jubiläumsjahr unserer Stadt zwölf Monate in besonderer Weise für die Stadt und die Anliegen ihrer Bewohner beten. Wie eine Kette soll dieser Auftrag monatlich von Gemeinde zu Gemeinde weiter gereicht werden. Die Form des Gebetes ist freigestellt. Ob es Gottesdienste oder Andachten, Fürbittgebete oder Gebetsgänge durch die Stadt sind, kann sich jede Gemeinde selbst ausdenken. Es geht darum, unsere gemeinsamen Anliegen vor Gott zu tragen. Schließlich leben wir alle wie unter einem Dach in dieser Stadt.

Als glaubende christliche Menschen fühlen wir uns nachdrücklich mit für unser Gemeinwesen verantwortlich. Das zeigt sich in der verborgenen Hilfsbereitschaft jedes einzelnen. Das zeigt sich in verschiedenen karitativen Aktionen, die auf ökumenischer Ebene inzwischen selbstverständlich geworden sind: Nachtcafé und Telefonseelsorge, Elisabeth-Tisch und Beratungsstellen. Aber uns Christen ist es auch aufgetragen, die Hände zu falten und zu beten, das heißt, die Verbindung zwischen Himmel und Erde immer wieder lebendig zu halten. So war es von Anfang an in dieser Stadt. Die Kaufleute, die sich vor über 800 Jahren hier niederließen, haben nicht nur die erste steinerne Brücke über die Elbe, sondern auch ein Gotteshaus errichtet, unsere heutige Kreuzkirche. Sie wussten, dass nicht alles von ihrem Tun abhing, sondern Gottes Segen dazu gehörte. So muss sich auch heute unser Gebet wie ein wärmendes Polster über die Stadt legen und Gottes Gnade und Erbarmen immer wieder herab rufen. Die Zukunft unserer Stadt kann und darf uns nicht gleichgültig sein. Es liegt uns daran, dass es auch in Zukunft noch möglich sein wird, hier leben zu können und eine Atmosphäre zu erfahren, die gemeinsames Leben erst möglich macht. Beten für unsere Stadt ist wie die Sorge um eine gute Grundtemperatur, die wir für das Überleben aller von Gott erbitten.

Dekan Klemens Ullmann

ZUKUNFT DER VISIONEN

Im Rahmen der 800-Jahrfeier der Stadt Dresden findet vom 13.-15. Oktober 2006 eine Veranstaltung zum Thema „Zukunft der Visionen“ im Deutschen Hygienemuseum Dresden statt. Diese Tagung soll am Beispiel der Stadt reflektieren, wie Teilsysteme mit Anfang und Ende, mit Geburt und Tod in der Bürgergesellschaft umgehen.

Die Entwicklung von Zukunftsbildern ist ambivalent. Auf der einen Seite ist die Gesellschaft in Teilsysteme untergliedert,

die ihre eigenen Entwürfe entwickeln und perspektivisch in die Zukunft planen. Auf der anderen Seite wird der Gesamtprozess dieser verschiedenen Entwurfslinien von der Erwartung getragen, dass es ein gemeinsames Zukunftsbild gebe. Warum können größere soziale Gruppierungen sich nicht mehr auf eine für sie verbindliche Utopie einigen?

Ansätze wissenschaftlicher Einzeldisziplinen, die als institutionalisierte Selbstbeobachtung der Gesellschaft aufgefasst werden können, sind isoliert nicht in der Lage, diese Frage hinreichend zu beantworten, da sie die Realität perspektivisch beschreiben. Wie verhalten sich die Visionen des Rechts-, des Wissenschafts-, Wirtschafts-, Kunst-, politischen oder Erziehungssystems zueinander? Jedes System entwirft für sich ein Zukunftsbild, das mit den Entwürfen anderer Systeme nicht kompatibel sein muss.

Die Stadt als lebendiger Ort, an dem die Visionen unterschiedlicher Teilsysteme zwangsläufig miteinander in Berührung kommen, sich aneinander schmiegen und ausdifferenzieren, ist der Schnittpunkt, an dem die theoretische Debatte über gesellschaftliche Zukunftsvisionen und deren praktische Realisierung aufeinander treffen. Welche Modi des Austausches, des freien oder institutionalisierten Diskurses entwickelt die Stadt, um die verschiedenen individuellen und teilsystemischen Visionen in Balance zu bringen?

Funktionssysteme entwerfen ihre Zukunftsvisionen orts- und personenunabhängig. Zukunftsentwürfe der Individuen und kommunaler Institutionen hingegen sind konkret. Wie lassen sich beide Entwürfe verbinden und füreinander fruchtbar machen?

Um dies zu prüfen, werden auf der Tagung existentielle Grenzsituationen betrachtet. Die Referenten werden aufgefordert zu zeigen, wie ihr Teilsystem mit den individuell prägenden Erfahrungen von „Anfang und Ende – Geburt und Tod“ zukunftsweisend umgeht. Welche Regelungen lassen sich bezüglich dieser Dimensionen in dem jeweiligen Teilsystem finden und welche Auswirkungen haben diese Regelungen auf die Gesellschaft als Ganze? Mit dieser Thematik kann gezeigt werden, wie die Teilsysteme in der Stadt aufeinander reagieren, sich abstimmen und ein gemeinsames Zukunftsbild entwerfen. Für das gestellte Thema relevant erscheinen I. Politik und Recht, II. Kultur und Religion, III. Wissenschaft und Technik und IV. Kommunikation und Medien.

Tagung
13.-14. Oktober 2006, Deutsches Hygienemuseum

IMPRESSUM

Herausgeber & Redaktion:

Katholische Akademie
des Bistums Dresden-Meißen
Schloßstr. 24, 01067 Dresden

Akademiedirektor
Dr. Joachim Klose

Redaktionsleiter
Andreas Richter

Tel.: (03 51) 4844-742
Fax: (0351) 4844-840

E-Mail: info@ka-dd.de
Internet: www.ka-dd.de

Layout:

MinneMedia
Werbeagentur, Leipzig/Dresden
Internet: www.minnemediade.de

Bilder:

Joachim Klose
Maik Sempf
Peter Seyfarth
Ralf Spadt
Matthias Creutziger (S. 22)

Satz:

Silvia Graumann

Druck:

Druckerei Vettters, Radeburg

Die Zeitschrift *Insicht* können Sie im Internet unter www.ka-dd.de lesen oder sich kostenfrei zuschicken lassen.